A paraître prochainement

aux Editions VICTOR ATTINGER

le second exemplaire des Romantiques allemands:

Hypérion ou l'Ermite en Grèce

traduit de l'Allemand
par
JOSEPH DELAGE

Bulletin d'Abonnement

Veuillez m'inscrire pour un abonnement d'un an à la "REVUE RHÉNANE" à partir du ..... 193....

Je vous envoie par courrier de ce jour un mandat-poste - un chèque - ..... de ..... 40 fr. (étranger 50 fr.)

Veuillez faire recouvrer à mon domicile la somme de .....

Nom .....
(très lisible)

Adresse .....

A ..... le 193

Signature .....
Rayer les mots inutiles.

Découper le bulletin et l'adresser à
Monsieur le Directeur de la " Revue Rhénane ",
Building, Rue des Francs-Bourgeois, Strasbourg

Abonnements-Bestellung

Hierdurch abonniere ich vom ..... 193.... ab für ein Jahr auf die "RHEINISCHEN BLÄTTER".

Mit gleicher Post schicke ich Ihnen eine Anweisung - einen Scheck - über 12,— Mk.

Der Abonnementsbetrag von 12,- Mk., ist in meiner Wohnung ..... abzuholen.

Name .....
(deutliche Schrift)

Adresse .....

Datum 193

Unterschrift .....
Ueberflüssiges ist zu streichen.

Den Bestellzettel ausschneiden und ihn an den
Direktor der „Rheinischen Blätter" einsenden.
Building, Rue des Francs-Bourgeois, Strasbourg

L'ARGUS de la PRESSE,
"VOIT TOUT"

fondé en 1879, les plus anciens Bureaux d'articles de Presse, 37, rue Bergère, **PARIS,** lit et dépouille plus de 20.000 Journaux et Revues dans le Monde entier.

L'ARGUS, édite l'**ARGUS** de l'**OFFICIEL,** lequel contient tous les votes des hommes politiques.

L'ARGUS recherche les articles **passés, présents** et **futurs.**

L'ARGUS se charge de toutes les publicités en France et à l'Étranger.

LA REVUE RHENANE
RHEINISCHE BLÄTTER

SOMMAIRE :-: INHALT

CÉCILE KNŒRTZER	Sèvres und die moderne Kunst	4
DE RAULIN	Un futur Dictateur, ex-roi des Vagabonds	10
HENRY PRUNIÈRES	Lully und La Fontaine	14
HENRYK DE LELIWA	Comme à Venise	17
C. KN.	A l'Hôtel de la Comtesse de Coudenhove : Mayence 1787	22
Dr KURT BOCK	Die Okarina	25
	THEATER	
L. RICHARD-MOUNET	Wie steht es mit dem französischen Theater ?	27
C. GOLLING	Au Congrès de la Danse à Munich	31
	NOUVELLE	
HERMANN KESSER	**« Ce n'était rien »** (Traduit de l'allemand par Cécile KNŒRTZER)	33
	LIVRES NOUVEAUX	
C. KN.	*Albert Londres* : « Der ewige Jude hat sein Ziel erreicht »	38
«	*André Levinson* : « Amerikanische Portraits »	39
«	*Eugène Curet* : « Peyrolles unter der 3. Republik »	40
«	*Ferdinand Duchène* : « Mouna, Cachir et Couscouss » — Alin Laubreaux : « Le Rocher à la Voile » — Chérence : « Le Pont impossible »	41
«	*Edlef Köppen* : « Communiqué »	41
«	*Ossendowsky* : « Lénine »	42
«	*Kasimir Edschmid* : « Hallo ! Le Monde ! »	43
«	*Joseph Desaymard* : « Entretien sur l'Art populaire en Auvergne »	43
C. K.	Revue de quelques Revues — Durch französische Zeitschriften	44
	BIBLIOGRAPHIE	
HENRI POURRAT	Aux Portes de l'Olympe — Histoire d'Eugène — La Vie de Ramsès II	48
	La Mort de Bibracte — Les Pierres vivent — Jardin des Plantes — La Suisse — Trois Mois payés — Essais sur l'Amour	49
	Jean-Luc Persécuté — Le Siècle de Louis XIV — Don Juan, la Légende et l'Histoire — Le Testament de Basil Crookes — Tout Feu, tout Flamme	50
Dr ANNO SCHLÖSSER	Jean dans le Trou à Moustiques — Le Cas du Sergent Grischa	50
	Hussein — La Musique française de Piano — Bourdelle	51
	Princesse Brambilla — Casanova et Le Retour de Casanova — La Mort du petit Bourgeois	52
C. KN.	« L'Été solitaire » — « Elisabeth et son Jardin allemand »	52
	Table des matières de la Xe année.	

Direction, Rédaction et Administration STRASBOURG

Alle Zuschriften sind zu richten an : « RHEINISCHE BLÄTTER », Building, rue des Francs-Bourgeois, Strasbourg

Adresser toute correspondance à « LA REVUE RHÉNANE », Building, rue des Francs-Bourgeois, Strasbourg

Bezugspreis : Deutschland 12 G.-Mark

Anzeigen : die 5 gesp. Nonpareillezeile 2 francs (0,25 G.-Mark)

Abonnements : France 12 numéros 40 francs — Étranger 60 francs

Diese Nummer 1,25 G.-Mark — En France 5 francs pour ce numéro

LA REVUE RHENANE

DIXIÈME ANNÉE — AOUT-SEPTEMBRE 1930 — NUMÉROS 11-12

SÈVRES UND DIE MODERNE KUNST

Die Porzellanfabrik von Sèvres hat stets in ihren Blütezeiten die Regel befolgt : mit ihrer Zeit zu leben und durch die, in ihren Werkstätten entstandenen Werke ein genaues Bild zeitgenössischen Geschmacks und zeitgenössischer Strömungen zu geben », sagt Herr Lechevallier-Chevignard, der jetzige Leiter der Manufaktur. Und mit Recht. Gleich nach seiner Gründung, 1738, und unter dem Einflusse von Madame de Pompadour hat Sèvres eine wunderbare Entfaltung erlebt; dann unter Napoleons Herrschaft obwohl in seiner Freiheit etwas eingeschränkt, entstanden Formen und Farben, die eine neue Epoche des Geschmacks einführten. Heute steht Sèvres am Beginn seiner dritten Blütezeit und es scheint, als solle dies eine seiner besten Epochen sein, denn mehr als je strebt der Leiter dieser weltberühmten Fabrik danach, ihrem Leitspruche treu zu bleiben.

MADAME DE POMPADOUR

Diese neue Blütezeit beginnt 1900, mit der Exposition Universelle, wo die Manufaktur sich ganz besonders auszeichnete. Aber erst 1925 auf der Exposition des Arts décoratifs kamen die Leistungen und Errungenschaften der letzten Jahre voll und ganz zum Ausdruck. Dieser Erfolg wurde 1927 durch eine wichtige, administrative Neuerung vervollständigt und gekrönt. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Sèvres eine jährliche staatliche Unterstützung erhalten, musste aber dafür dem Staate alle seine Einnahmen wieder zufliessen lassen ; so dass, je mehr gearbeitet wurde, desto ärmer die Anstalt wurde. Seit drei Jahren aber lebt Sèvres von seinen Einnahmen und kann sich daher dem vorgesetzten Ziele widmen, nämlich der modernen Kunst gerecht zu werden, selber moderne Kunst zu schaffen, ja sogar Wegweiser zu werden, die modernen Strö-

NEUES HARTES PORZELLAN — ENTWURF UND AUSFÜHRUNG:
MONSIEUR GENSOLI — MADAME MOREAU-JANIN

mungen zu lenken, zu kanalisieren, zu kristallisieren.

Würdig hat Sèvres diesen Platz auf der Ausstellung des Arts décoratifs behauptet. Schon von Weitem kündete sich dort die Manufaktur dem Auge des Besuchers durch acht kolossale Vasen aus Steingut an, die zusammen mit ihren Sokkeln eine Höhe von sieben Metern erreichten. Gewiss, mit Recht hat man dem Architekten des Gesamtgrundrisses deren Schwere und Unbeholfenheit vorgeworfen — sie sollten aber beweisen, dass auch mit den Erzeugnissen der Keramik architektonische Zwecke erfüllt werden können. In der Tat mutet das Ensemble wie ein kolossales Portikon an, dessen Säulen Formen und Motive des keramischen Kunstgewerbes ersetzten. Rechts und links erhob sich ein Pavillon. Das erstere umfasste vier Räume, darunter das «Lesezimmer eines Liebhabers der Keramik», das kunstvoll mit Vasen und Nippsachen geschmückt war, dann ein Esszimmer, von Lalique ausgestattet, ein ‚Toilett-' und ein Badezimmer, in denen Sèvres' Anpassungsmöglichkeit sich offenbarte. Im zweiten Pavillon befanden sich u. a. vier grosse leichtblaue Vasen. Zwischen beiden Pavillons lag ein reizender Garten, von Rapin gezeichnet....

NEUES HARTES PORZELLAN
MODELL VON MONSIEUR CIMY

Ein Kenner bloss konnte sich darüber Rechenschaft geben, welche Kunst der Anordnung, welche harmonische Verteilung der Formen, welche geschmackvolle Anwendung des Materials hier obwaltet hatte. Die ungeheure Vielfältigkeit der dekorativen Motive konnte sogar dem blossen Liebhaber auffallen. Sehr bedeutend erschien Sèvres' Leistung, trotz der vielen Mängel und eines gewissen Beharrens in festen Traditionen, demjenigen, der sich die Mühe nahm, hier die Wiederbelebung und Verjüngung einer jahrzentelang stagnierenden Staatskunst zu beobachten. Damals war Sèvres schon aus seiner langen Erstarrung erwacht und ver-

NEUES HARTES PORZELLAN MIT FLACHRELIEF
MODELL VON DEVICQ

suchte sich modernem Leben und modernem Geschmacke anzupassen.

Wie dachte sich aber Herr Lechevallier-Chevignard, der Anreger dieser Wiedergeburt der Manufaktur, deren Anpassung an den modernen Geschmack ? Wie gedachte er, die goldene Lebensregel zu befolgen ? — Zu allererst sollte eine Verwaltungsreform durchgeführt werden, die es erlauben sollte, den Geist, der in Sèvres herrschte, von Grund auf zu erneuern. Seit seiner ersten Blütezeit beschränkte man sich dort darauf, offizielle Geschenke zu fabrizieren, und wie Ludwig XV. seine Höflinge oder fremde Könige mit Teeservices oder Vasen beschenkte, so fassten auch das Erste und Zweite Kaiserreich und die dritte Republik ihre Aufgabe auf diesem Gebiete auf. Kunst ist aber mehr und mehr Allgemeingut geworden und wenn die Manufaktur sich den modernen Kunst- und Lebensanschauungen gewachsen zeigen wollte, so musste sie aus ihrer Isolierung heraus, für alle arbeiten und alle an ihrem Werke interessieren. Dies war aber nur möglich nach der oben angeführten, 1927 vorgenommenen administrativen Reform. Es wurde nun eine Handelsabteilung in Sèvres geschaffen, die sich nur damit beschäftigt, neue und bessere Verkaufs- und Ausfuhrmöglichkeiten ausfindig zu machen. Natürlich hängt damit eine Propagandabestrebung zusammen, die schon schöne Erfolge erzielt hat : das Ausland interessiert sich nun auch wirtschaftlich an den hier entstandenen Werken ; diese gelangen nun auch bis ans weitere Publikum, sie werden direkt an die Besucher verkauft — und so wachsen nicht bloss die Einnahmen der Anstalt, auch ihr Prestige, und ihre Schaffenslust wird dadurch in hohem Masse angeregt.

Ebenso notwendig wie die administrative Wiedergeburt Sèvres' war eine Revision und Erneuerung der Arbeitsmethoden und des Materials.

Bis 1770 war nur weiches Porzellan in Gebrauch und erst als die Kaolinlager des Limousin entdeckt worden waren, arbeitete man auch mit hartem Porzellan. Während des Kaiserreichs verzichtete der dort wirkende grosse Chemiker Brogniard ganz auf das weiche Porzellan. Später kamen noch Biscuit und Steingut hinzu.

FAYENCE — MODELL VON MADAME PROFILLER

Aber diese Art Materie schien dem verdienstvollen jetzigen Leiter nicht geeignet, alle Variationen und die unendliche Geschmeidigkeit moderner Kunstbestrebungen auszudrücken. Porzellan und Biscuit erfordern Bestimmtheit und Präzision in der Bearbeitung ; mit dieser Materie kann auch das kleinste Detail wiedergegeben werden ; aber sie verlangt klassische Harmonie und Genauigkeit ; für die Unbestimmtheit, die Ungebundenheit modernen Kunstempfindens ist sie zu hart, zu bindend. Unsere Zeit braucht heftige, gequälte, äusserst geschmeidige Ausdrucksmittel, eine breite, warme, biegsame, plastische, fette Materie. Dies erkannte Herr Lechevallier mit genialem Vorgefühl, und gründete das Fayence-Atelier. Aber nicht um das gewöhnliche, im Handel gebrauchte Fayence handelt es sich ; mit Kaolin vermischt, ist das in Sèvres angewandte Fayence viel dauerhafter als das gewöhnliche, es kann dem Regen und der Kälte ausgesetzt werden ohne zu bersten ; eine viel kunstvollere Dekoration kann darauf ausgeführt werden, entweder im Relief oder durch Aufmalung.

Nicht leicht ist es nämlich, den Anforderungen der modernen Kunst gerecht zu werden. Hat die moderne Weltanschauung doch alle bewährten Kunstformeln umgestürzt und der

NEUES HARTES PORZELLAN, FARBIGE VERZIERUNGEN
MOD. VON M. BEAUMONT — AUSFÜHR. VON M. FRITZ

BISCUIT — MODELL VON DEBARRE — ABSCHIED

Phantasie, dem Freiheitsdrang, der Zügellosigkeit sogar einen solchen Platz eingeräumt, dass jegliches Mass überschritten wird und keine Norm, keine Richtlinie mehr bestehen bleibt. Dazu kommt noch, dass das Kunstgewerbe heutzutage einen Aufschwung erlebt, wie noch nie : es scheint, als müsse nun das geringste Gebiet unseres Lebens von Kunst durchtränkt sein und der geringste Gegenstand im Zeichen der Kunst stehen. Der Keramik u. a. ist in unserem heutigen Dasein ein viel wichtigerer Platz eingeräumt worden als je zuvor. Wenn früher nur Prinzen oder Geldmagnate sich ein schönes Tischservice leisten konnten, so will jetzt jeder gute Bürger seinen schwarzen Kaffee in einer kunstvollen Tasse eingeschenkt bekommen. Eine ganz andere Auffassung des « Intérieur » erlaubt dessen Ausschmückung mit originellen, nicht unerschwinglichen, einfach aber geschmackvoll bearbeiteten Werken

BISCUIT — PIÉTA — MODELL VON JEAN PIÉ

der Keramik. Ein ganz neues Gebiet ist derselben eröffnet worden : die Lampen, besser gesagt die Lichtquellen, da ja eben die Bestrebungen der Architekten und Künstler darauf zielen, neue, unerwartete Beleuchtungseffekte zu erzielen. Die alte « Lampe » verschwindet mehr und mehr, sie wird durch Wand- oder Deckenbeleuchtung ersetzt und sowohl Licht, wie Farbenverteilung in den Wohnräumen ist nunmehr ein Kunstproblem geworden.

— Die Anpassung der Kunst an das gewöhnliche Leben wird immer wichtiger, andererseits aber herrscht in den künstlerischen Tendenzen und Strömungen noch eine solche Konfusion, dass es ausserordentlich schwer erscheint, « ein genaues Bild des zeitgenössischen Geschmacks zu geben. » Wie hat sich nun Sèvres diesem Problem gegenüber verhalten ? Um so schwieriger war die Aufgabe hier, als die staatliche Manufaktur keineswegs mit der privaten Industrie in Wettbewerb treten konnte, und dazu noch die Aufgabe eines Lenkers, Richtunggebers zu erfüllen hatte.

So hat sich Herr Lechevallier-Chevignard zunächst dazu entschlossen, äusserst weitherzig zu sein und alles aufzunehmen, was eine aufrichtige künstlerische Bestrebung darstellte. Aus den Werkstätten von Sèvres sind die verschiedensten Werke hervorgegangen : die kubistischen Abstraktionen sind reichlich vertreten, darunter manches Kunstwerk, u. a. Platten von Massoul, Vasen von Leduc, Né, Richard, Wahl ; moderne, oft barock anmutende Formen haben Vasen und Becher von Laurain, Töpfe von Gaugenet, eine schöne Vase von Cuny ; merkwürdig verschlungene Figuren weisen Werke von Beaumont, von Butheaud, auf ; auch Tiermotive kommen vor oder Landschaften, manche von hohem Kunstwert, Vasen von Guillard oder Catteau, z. B., andere erinnern allzusehr an billige Dutzendware oder an zarte, von sentimentalen Jungfrauen beliebte Motive. Sehr schön sind die im Relief, ent-

FARBIGES BISCUIT — FRAU UND AMOR
MODELL VON HASSE-BROQUET

weder Tief- oder Hochrelief ausgeführten Dekorationen, vor allem die Vasen von Devicq.

Natürlich hat Sèvres seine altbewährte Tradition nicht aufgegeben : an Stelle der anmutigen Schäferinnen des 18. Jahrhunderts und der vielen Nippsachen des 19. Jahrhunderts entstehen aber jetzt in der Manufaktur kubistisch-impressionistische Figürchen, von ebensolcher Anmut, z. B. das reizende « Adieu au voyageur » von Debarre ; besonders in der Tierplastik hat sich aber ihre Kunst entwickelt ; Tauben von Profiller muten an wie kopenhagener Porzellan ; daneben versucht Martinie lebenswahre, leicht karikierte Tierporträts — ; auf der Ausstellung von 1925 standen um das himmelblaue Bassin des Gartens die originellen Tierschöpfungen von Le Bourgeois ; auch die traditionellen Motive werden, etwas verjüngt, wieder aufgenommen : wem gefiele nicht heute noch « Femme et Amour » von Hasse-Broquet oder das schon weltbekannte « Amour endormi »?...

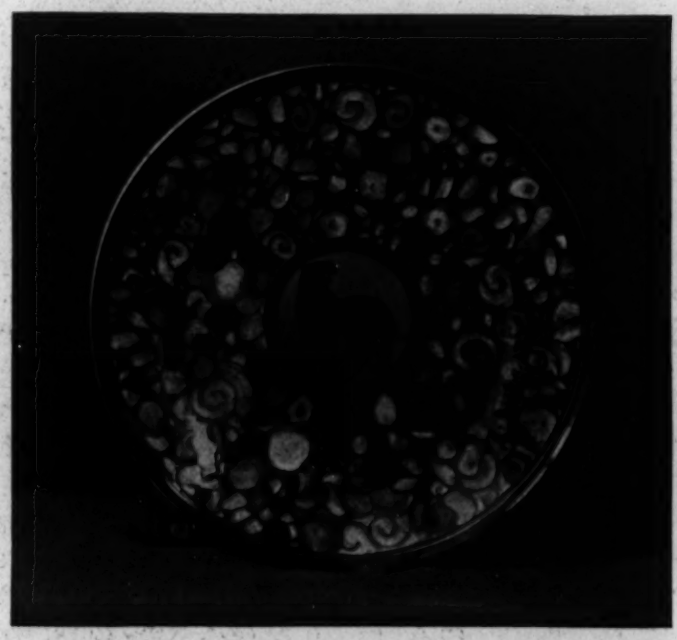
Daneben aber entsteht — auch in kleinem Format — grosse, tiefe Kunst ; das Kunstgewerbe ist so weit entwickelt, dient so genau den Bestrebungen des Künstlers, dass ein Werk wie Jean Piés wundervolle und ergreifende Pieta in Biscuit ausgeführt werden konnte.

Unendlich sind die Möglichkeiten auf diesem Gebiet ; Herr Lechevallier hat allen freien Eintritt gelassen ; aber von Anfang an hat er sich an die grössten Künstler gewandt : Waroquier, Pompon, Rapin, Fontaine, Dufy, Jaulmes Gauvenet u. a. haben ihm ihre wertvolle Mitarbeit zugesichert.

Auch ist Sèvres seiner Tradition des guten Geschmacks nicht untreu geworden ; zwar kommen die verschiedensten Tendenzen zu ihrem Recht, aber nie wird das Mass des Geschmackvollen überschritten ; überall liegt ein aufrichtig künstlerisches Bestreben vor, und ist einmal ein Irrtum begangen worden, so wird sogleich auf diesen schwachen Punkt doppelte Aufmerksamkeit und doppeltes Bemühen angewandt.

Wird es Herrn Lechevallier gelingen, eine Richtlinie in diesem Wirrwarr zu finden ? Schon legen sich die extremsten Aufwallungen modernen Umsturzbedürfnisses, schon strebt auch das Moderne nach Klassizität und Stabilität ; die gewonnenen Errungenschaften verbleiben, obwohl man schon über manches hinaus ist. Das bis jetzt Geleistete, die ruhmvolle Vergangenheit der Manufaktur verbürgen auch die Zukunft ; wir können Sèvres und seinem Leiter vertrauen : die Keramik ist zu neuem Leben erwacht und Sèvres wird mehr als je zuvor Wegbahner und Wegweiser sein.

Cécile KNŒRTZER.



NEUES HARTES PORZELLAN
FARBIGE GLASURVERZIERUNGEN
ENTWURF UND AUSFÜHRUNG M. LORAIN

UN FUTUR DICTATEUR, EX-ROI DES VAGABONDS

Certes, ce ne sont pas les candidats à la dictature qui manquent en Allemagne. Mais parmi ceux dont les noms ont plus ou moins occupé l'opinion publique dans ces dernières années il n'en est pas, dont la destinée ait été aussi étrange et aussi riche en surprises que celle de Leonard Stark. Sa vie vaudrait la peine d'être contée. La guerre le surprit à vingt ans, tout vibrant d'enthousiasme pour les vertus de sa patrie et celles de la caste des petits terriens à laquelle il appartenait. Il fit quatre ans de front pendant lesquels il put réfléchir aux vicissitudes des choses de ce monde. La guerre finie, il devint instituteur à Regensburg, mais il n'y était pas depuis deux ans qu'un beau jour — abandonnant tout : situation, femme, enfant — il s'en fut vagabonder par les grands chemins, vivant de rien, fuyant les hommes, vêtu comme un sauvage.

LEONHARD STARK, LE « ROI SANS ROYAUME » SOI-DISANT CHEF DU PARTI DE LA DISCIPLINE ET DE L'ORDRE (1929)

Il y a des vagabonds de différentes catégories : les nomades dans l'âme qui préfèrent le pain mendié au bord de la route et la couche à la belle étoile à tout autre genre d'existence ; les compagnons qui font leur tour d'Allemagne ; tous ceux que la société a rejetés, les repris de justice, les gueux ; il y a ceux aussi qu'ont produits l'asphalte de la grande ville, la misère des banlieues, tous ceux que la guerre, le capitalisme, l'urbanisme cruel de notre époque ont jetés sur le pavé ou dans les fossés des routes.

Le vagabond Stark était, lui, d'une autre catégorie encore : il était de ceux que la civilisation écœure, qui s'en retournent à la nature, qui meurent à eux-mêmes pour se retrouver et renaître dans la solitude. Ce qui avait poussé Stark à rechercher les bois et les routes, c'était le dégoût du monde, la désillusion de l'après-guerre, l'incompatibilité d'humeur, et surtout le besoin de faire peau neuve, de se régénérer dans la retraite et la pauvreté. Mais il eut vite atteint au degré de sainteté qu'il ambitionnait, car bien qu'il dût encore user ses semelles sur les routes pendant neuf ans, dès 1921 il avait trouvé le centre de gravité de son être et chantait déjà les louanges de son Moi. « Je suis l'unité... Je suis le monde... Je suis l'évolution du monde... je suis le ciel... Je me suis si bien mis à nu, que je puis louer ce qui reste de moi-même, le noyau, mon moi... En moi la création se retrouve. Je suis la beauté, car la beauté est joie et pour y parvenir, il faut la volonté. ...Anté-Christ ? Je suis plus que cela, je suis l'« anti-homme »... C'est moi qui donne aux choses leur valeur ». Les résultats de ces expériences furent aussitôt traduits par Stark en une langue d'une belle envolée lyrique qui, avec les tendances qu'elle exprime, apparente l'auteur à Nietzsche.

De pareilles découvertes valaient la peine d'être communiquées à l'univers et c'est à quoi Stark s'employa pendant neuf ans. Persuadé qu'il était un nouveau Messie, il alla par les routes, cheveux longs, barbe à la nazaréenne, regards inspirés (malgré des traits dont tout idéalisme semble absent) ; prêchant la bonne parole aux gueux ses compagnons d'abord, puis dans les bourgs et même dans les villes, se faisant photographier dans toutes les poses, lançant des tracts, et, sans en avoir l'air, préparant habilement le terrain pour une pro-

chaine campagne politique. On le vit encore à la Pentecôte 1929 à Stuttgart figurer comme « roi » au congrès international des vagabonds que Grégor Gog avait eu l'originale idée de convoquer. Cependant, quelques semaines plus tard, la ville de Munich l'aspirait et il essayait d'y gagner sa vie comme menuisier. Mais sa mission l'appelait : il se rendit à Berlin, se fit tailler les cheveux, mit un col propre et voila son œil inspiré d'un monocle. Il fonda alors un journal «Le Stark », édita le livre : « Libération du peuple » qu'il avait écrit en 1929, fit une réclame monstre et jeta les bases d'un parti politique, représenté au Reichstag par un député.

LEONHARD STARK, L'APOTRE VAGABOND (1921)
(Scherl's Magazin, Berlin)

Les statuts de ce parti sont draconiens : défense à quiconque est exclu du parti de calomnier Stark ou ses idées, « sous peine d'être accusé de diffamation, car Stark, l'union Stark sont inattaquables à tous égards ; en outre le calomniateur commet un acte de haute trahison envers le peuple allemand, parce que Stark et l'Association qui porte son nom (Starkbund) prétendent représenter les plus hautes valeurs morales d'une nation et se donnent à tâche d'en découvrir de nouvelles. » Stark organise dans toutes les villes allemandes des conférences, dans lesquelles il prône le règne de la vertu qu'il veut instaurer et qui ne reposera jamais que sur la fidélité, la probité et l'intégrité. Car, vous l'avez deviné, Stark pose sa candidature comme dictateur en Allemagne (d'où sans doute le monocle). Ce pseudo-Christ des grands chemins est en passe de devenir un futur Mussolini de la vertu.

Nous avons un peu chargé le portrait de l'homme parce qu'il est impossible de ne pas voir en lui une espèce de fantoche, tout bouffi d'importance et de fausse modestie. D'ailleurs le seul fait de s'élever lui-même au niveau du Nazaréen semble bien dénoter chez lui un état de mégalomanie des plus caractérisés. Ne fait-il pas dire à son préfacier : « Comme Moïse et le Christ marquèrent autrefois le commencement d'une ère nouvelle dans l'histoire de l'humanité, de même Léonard Stark marque un des points capitaux de l'histoire contemporaine ». Qu'un homme renonce à tout par amour de la vérité, qu'il quitte la société par suite de l'écoeurement qu'elle lui inspire, cela n'est certes pas banal et vous a même un certain air de grandeur, on peut y voir la manifestation d'une belle volonté de perfectionnement, d'une jolie force de caractère. Mais pour se régénérer moralement, qu'est-il besoin à l'homme de mobiliser une légion de photographes et de laisser flotter sur ses épaules la chevelure absalonienne des histrions d'Oberammergau ?

Anormal aussi ce besoin de s'identifier à l'Etat, de se croire l'intangibilité et l'infaillibilité d'un pape, de faire des lois avant la lettre et de ne concevoir une renaissance de l'Allemagne qu'en se hissant soi-même sur le plus haut piédestal. Tout cela pourrait fournir une ample matière à un vaudeville, à moins que, considéré d'un autre point de vue, on n'y voie un cas psychopathologique des plus intéressants. Il ne faudrait cependant pas conclure de ce que nous avons dit que tout dans cette affaire dût être rejeté en bloc. Stark a des idées et, comme nous le verrons, il en est dans le nombre qui méritent qu'on s'y arrête. En outre, il n'est pas non plus sans intérêt d'examiner ce que l'apparition d'un tel personnage, le rôle qu'il joue ou qu'il s'attribue peuvent avoir de symptomatique pour l'Allemagne d'aujourd'hui.

Nous avons dit que Stark avait composé en 1921 une sorte de panégyrique de soi-même en prose lyrique, dans le genre d'un poème nietzschéen. Les images en sont fort belles, et Stark montre ici qu'il y a en lui l'étoffe d'un vrai poète. « Je suis, dit-il entre autres, pareil à la voile qui vogue sur le lac et qui brille, blanche étoffe, aux feux du soleil ; celui qui m'observe du rivage, me croit immobile ; mais plus j'approche de mon but, plus j'apparais petit à ses yeux »; ou bien : « Le feu me ressemble, lorsqu'il dévore ce qui est sec. Le vent me ressemble, quand il pousse devant lui les nuages et balaie les feuilles mortes ». On sent là une union des plus étroites avec la nature, une extase du cœur et des sens, qui seules font les grands poètes. Mais déjà dans ce morceau, l'esprit maniaque de cet être anormal se révèle par l'usage répété de mots à double sens, de jeux de mots (« Niemand und nirgends *ver*fallen, sondern wie es Dir *ge*fällt ») de ces combinaisons et oppositions de sons auxquels s'amusait le pauvre Hœlderlin pendant ses heures de démence.

Les idées, Stark ne les a vraiment exprimées que dans sa brochure (« Libération du peuple ») qui, il faut le dire, est plus intéressante que son auteur lui-même. Elle fourmille d'idées, toutes exprimées avec un art délicat, il faut le reconnaître, et ses vues sur la situation actuelle politique, économique et sociale sont d'une lucidité et d'une justesse étonnantes. La partie critique du livre est tout à fait remarquable. On en peut juger par ces quelques extraits : « Comment vous comporteriez-vous, dit-il à ses compatriotes, si on vous privait de votre grand redresseur, la Reichswehr, le flic, la police, la guillotine, le Tribunal, le juge, le Code pénal? Vous vous entre-dévoreriez.»

«...Les guerres, les révolutions sont souvent des soupapes de sûreté pour toute votre bestialité contenue — et ce qui s'est passé çà et là en Belgique, dans le Nord de la France, c'était façon de faire bestiale. Ce qui se passa à Munich en 1919, c'était aussi bestial. La façon dont on se débarrassa de Liebknecht, de Luxembourg, de Landauer, de Leviné, de Eisner et de leurs compagnons, c'était un procédé de sauvages, non de peuple civilisé... »

« Depuis dix ans nous sommes tourmentés par des luttes énervantes, des conférences, des humiliations terribles et nous avons des milliards de tribut à payer pendant deux générations. Nous travaillons à crédit, nous sommes esclaves du dollar, nous vivons d'emprunts... Aussi vrai que je m'appelle Stark, l'Allemagne se laissera pousser par l'Angleterre à déchaîner une nouvelle guerre mondiale... L'Allemagne deviendra le champ de bataille où se règleront les différends entre l'Europe orientale et l'Europe occidentale... »

« Vous, pauvres hommes et pauvres classes exploitées et misérables, vous ne souffrez pas du fait qu'il y ait des riches et des pauvres, mais de ce que des médiocres, aussi médiocres que vous l'êtes vous-mêmes, détiennent l'argent et les richesses... »

« Les millions de morts et les milliers d'éclopés ne sont point un argument contre la guerre. On se sert de ces absurdités, conséquences fatales d'une guerre, pour impressionner les basses couches du peuple, qui ne comprennent que les raisons physiques, matérielles... L'humanité actuelle se donne des airs de moralité. Le Vatican est très habile dans ce genre d'attitude ; c'est un rôle qu'il pratique depuis deux mille ans... Vraiment il a de grandes chances de réussir à l'avenir. Aujourd'hui le monde, ce monde le plus consciencieux qui fut jamais, s'enorgueillit de sa conscience mondiale, aujourd'hui celui qui sort vaincu d'une guerre est « coupable », chaque homme d'Etat est tout pétri de bonne volonté pour le désarmement, la paix éternelle... Dans un monde pareil, le Vatican a toutes les chances de succès... »

Ce monde est donc mauvais, puisque ce sont les médiocres de cœur et d'esprit qui le dirigent, ce gouvernement est mauvais, puisqu'il est basé sur la corruptibilité de ses fonctionnaires et qu'il maintient l'Allemagne dans un état d'anarchie... L'or est le maître du monde. Mais tout cela doit disparaître pour faire place à la Vertu, à l'Esprit. « Que ce soit la Vérité qui régisse le monde, non plus l'argent ou le manque d'argent... Moi, je recherche l'esprit, je tiens compte de votre cœur, de votre mentalité, de votre énergie morale...

La vérité est, elle aussi, un programme politique, tout comme le communisme ou le capitalisme ».

Voilà de bien belles phrases : mais quelle est la réalisation pratique de l'idéal que propose Stark? Elle porte sur trois points capitaux :

1) Le mariage doit devenir la réalisation parfaite de l'amour.

2) L'Etat doit être le peuple dans son expression la plus parfaite.

3) L'Eglise doit être la réalisation parfaite de la doctrine du Christ.

A ces fins il propose toutes sortes de réformes : la simplification des codes ; une amnistie générale pour tous les condamnés, dont les vraiment mauvais éléments seront rendus inoffensifs non par un châtiment, mais par un travail utile qui leur sera imposé ; il s'occuperait de l'éducation du jeune homme, et remplacerait le service militaire obligatoire par des années à passer dans une école d'Etat, qui aurait conservé la sévérité et la discipline de l'armée ; il interdirait tous les panégyriques adressés à des as du sport, à des stars de cinéma, aux modernes enchanteurs ; il exterminerait tous les spirites et occultistes ; il rendrait impossible la formation de sectes innombrables ; dans un Etat modèle, tel que l'Allemagne devrait en être un actuellement, le Ministère des Affaires Etrangères chômerait et toutes les énergies nationales se porteraient vers les questions intérieures, etc.

LEONHARD STARK, AVEC SON FACIES A LA « JÉSUS »
(Scherl's Magazin, Berlin)

Stark ne manque pas d'idées et les réformes qu'il propose seraient certes salutaires. Mais ses indications manquent souvent de précision et on ne voit pas trop comment pourrait s'établir pratiquement cette « dictature de l'esprit ». Il ressort surtout de son livre que Stark a un remède suprême à nous proposer, une panacée : « Léonard Stark », « moi », moi... et c'est assez ! ! « Laissez-moi faire, dit-il et je vous prouverai la force de mes arguments. Laissez-moi dégager le char embourbé ; c'est le seul moyen que j'aie de vous prouver ce dont je suis capable. » Non seulement nous avons quelque peine à croire à l'efficacité absolue du moyen, mais encore il révèle trop crûment les ambitions du futur dictateur ; celui-ci ne les cache d'ailleurs nullement puisqu'il nous dit lui-même à plusieurs reprises : « Le vrai chef de son peuple est la personnification même de la loi. C'est pourquoi il ne saurait plus y avoir de loi au-dessus de lui. Il est au-dessus d'elle, et n'est plus soumis ni à la justice, ni à une peine édictée par son peuple... »

« Dès que le sort m'aura mis à sa place (c'est-à-dire à la tête de l'Etat) je supprimerai toutes les lois qui ont été fabriquées depuis vingt ans, et la constitution même qui n'existe en réalité que sur le papier »... etc. Il se peut en effet que les intentions de Stark soient louables et désintéressées, mais encore est-on en droit de se demander, si ce néo-christianisme suffirait vraiment à révolutionner le monde ?

Quoi qu'il en soit, on ne saurait nier ce que cet individu, sa destinée, sa doctrine ont de particulièrement significatifs pour l'Allemagne actuelle. Suivons Stark dans son évolution : sa fuite subite vers les solitudes, son renoncement à tout, ses vagabondages ne sont qu'une des formes de la désespérance et de l'anarchie morale qui suivirent les souffrances de la grande guerre. En Allemagne surtout la désillusion fut grande parmi cette jeunesse, partie aveuglée et ivre d'enthousiasme pour le front et qui, à son retour, trouva une patrie vaincue, un foyer ruiné et son avenir compromis. Il se fit alors tout un « exode vers la nature », un renoncement à tout le passé et à tous ses idéals. Les plus faibles allèrent dans cette voie du dépouillement jusqu'au suicide ou l'abandon de leur personnalité, les plus forts se retrouvèrent eux-mêmes, prêts à tout recommencer, croyant à une Allemagne nouvelle comme ils avaient cru à la supériorité de leur moi et à leur idéal.

Puis nous voyons Stark faire de la propagande par le prêche : il est près de fonder une secte. Et pourtant ce n'est pas en Amérique qu'il

vit, mais en Allemagne, dans le pays des sociétés, des associations, des groupements de toutes sortes. C'est ainsi que le Messie devient chef de parti ; par la force des choses, il est amené à créer un parti, une société. Inutile d'insister sur ce point, qui caractérise l'Allemagne mieux que tous les autres épisodes de la vie de cet original. Sociétés et monocles. Cette Allemagne d'aujourd'hui, ne rappelle-t-elle pas à s'y méprendre celle de l'époque wilhelminienne ?

Quant à la dictature, elle doit forcément découler de l'état de choses existant. Comment pourrait-on réformer le peuple allemand autrement qu'en le gratifiant d'une nouvelle législation? Stark le reconnaît lui-même, comme d'ailleurs le reconnaissent tous ceux qui ont quelque compréhension de la politique allemande. Le plus curieux dans cette affaire, c'est qu'une dictature puisse être déjà envisagée, dix ans à peine après la révolution ! Sur quoi les futurs dictateurs allemands fondent-ils leurs espoirs ? Sur l'inertie innée du plus grégaire des peuples, sur les réformes qui s'imposent, sur la corruption et l'anarchie qui règnent dans le gouvernement actuel; ce sont là, il faut l'avouer, des chances de réussite assez fortes. Stark, en bon politicien qu'il est, ne les néglige pas non plus ; mais il y ajoute un élément moral : il ne sera pas dictateur par intérêt personnel, mais dans le noble but d'amender son peuple et de lui montrer le chemin de la Vertu. Est-il sincère? Comme il le dit, lui-même : l'avenir seul peut le prouver. Mais cet ancien *roi* des vagabonds, ce Messie photogénique, ce candidat à monocle, pourraient bien n'être au fond que la même réalisation d'une extraordinaire hypertrophie du moi.

Ses adeptes se font de plus en plus nombreux. Des expériences, sans doute fort intéressantes seront tentées. Donneront-elles un résultat? Après toutes celles dont l'Allemagne a été le théâtre depuis deux siècles et dont la plus concluante (fondation d'une secte mi-religieuse, mi-politique) a été faite par Zinsendorff, il nous est permis d'en douter. Attendons. L'avenir ne tardera sans doute pas à nous montrer ce qu'il y a de vraiment sérieux et de salutaire pour l'Allemagne dans cette aventure du roi des vagabonds (1). **DE RAULIN.**

(1) Cet article était déjà écrit et en partie composé au moment des dernières élections allemandes.

LULLY UND LA FONTAINE (*)

Lully war fest entschlossen, seinen Bittstellern keinen Gefallen mehr zu tun, als die Intervention der Frau von Montespan ihn in eine ausserordentliche Verlegenheit brachte. Obwohl er in Wirklichkeit nur die Aemter bekleidete, die ihm die Hand des Königs verliehen hatte, behauptete man, er verdanke einen grossen Teil seines Kredits der Protektion, die ihm die Favoritin des Königs dauernd zuteil werden liess. Sie war die Tochter des Herzogs von Mortemart, eines bedeutenden Musikers, der sich einbildete, der beste Komponist höfischer Arien zu sein. Auch ihre Schwester, die Frau von Thianges, hatte eine leidenschaftliche Schwäche für Musik. Beide bewunderten Baptiste und lehnten Quinault ab. Sie hatten sich vorgenommen, die Zusammenarbeit dieser zwei Künstler zu hintertreiben.

Frau von Thianges liebte nämlich La Fontaine und wollte ihn an die Stelle von Quinault bringen. Eines Tages redete sie Lully daraufhin bei der Montespan an. Der Musiker versprach schliesslich, ein Libretto von La Fontaine, falls es ihm gefiele, in Musik zu setzen. Dies Versprechen verpflichtete zu weiter nichts. Die Montespan wollte nun La Fontaine sofort holen lassen und teilte ihm eilends mit, Lully wolle ihn um einen Operntext bitten. Im Geheimen fluchte Baptiste, wagte aber nicht, seine wahre Empfindung zu zeigen. Darüber fragte La Fontaine ihn, wieviel er ihm wohl geben würde, worauf der Musiker ausweichend antwortete, indem er ihm nur versicherte, dass

(*) Der Verfasser dieses Artikels, der durch seine wichtigen Arbeiten auf dem Gebiet der Musikgeschichte bekannte Henry Prunières, hat soeben ein Werk über Lully beendet.
(A. d. R.)

er, wenn das Gedicht ihm gefiele, nicht knausern wolle. Diese Unterhaltung hat La Fontaine in seiner berühmten Satire von Florentin travestiert.

Celui me dit : Veux tu faire
Presto, presto quelque opéra.
Mais bon ? Ta muse répondra
Du succès par devant notaire.

La Fontaine, der gerade seine Stelle als « maître des eaux et forêts » verkauft hatte, war mit dem Geld knapp. Er glaubte nun, sein Glück sei gemacht und setzte sich an die Arbeit, aber der Gute begriff herzlich wenig, was sich Lully unter einer Oper dachte. Er war der Meinung. dass man noch an Pastoralen, Schäferdialogen und kleinen Trällerliedchen Gefallen fände. Allein diese Art von Musik, in der Bœsset, Cambert, Lambert, Le Camus und Baptiste selbst in seiner Jugend excellierten, war damals schon aus der Mode gekommen. Lully wollte keine geschmacklosen Handlungen mehr, sondern wirkliche Tragödien, die von leidenschaftlichen Gefühlen bewegte Helden auf die Bühne brachten, die prunkvolle und kriegerische Szenen enthielten wie z. B. das Opfer an Mars in Cadmus oder Alcidens Triumph in Alceste. Der arme La Fontaine blies noch auf der Hirtenschalmei, während man Trompetenfanfaren von ihm verlangte.

LULLY

Als er sein Poem zu Lully trug, schrie dieser, er wisse nicht, was er damit anfangen solle, und beklagte sich, dass die Schäfer noch nicht einmal jene zarte und galante Sprache der Quinault'schen Personen führten. Er wollte « petits mots, jargon d'amourettes, confits au miel » (kleine süsse Worte, Schlingen für Liebesgötter, Honigplätzchen). La Fontaine arbeitete das Werk noch einmal um und fragte die allerungeeignetsten Leute dazu um Rat, nämlich seine Freunde Racine und Boileau. Lully wurde wütend und behauptete dem Dichter gegenüber, dass jene alles verdürben, worin er vielleicht nicht Unrecht hatte. Von der Kritik kam man zu Grobheiten, und der von Despréaux aufgehetzte La Fontaine schickte Baptiste zu allen Teufeln worüber dieser sich ordentlich erleichtert fühlte. Da er sich jedoch mit seinen schönen Beschützerinnen nicht verzanken wollte, begab er sich nach Saint-Germain, um dem König das Gedicht von La Fontaine vorzulegen, und erklärte ihm in Gegenwart der Montespan, warum er es nicht brauchen könne. Er fügte hinzu, dass Quinault ihm eine Oper über das Thema Theseus vorgeschlagen habe ; sie sei voll kriegerischer Episoden und scheine ihm herrlich zu dem zu passen, was ihm gerade vorschwebe. Der König gab ihm recht. Die Montespan stimmte mit viel Anmut zu, dass La Fontaines Oper nichts tauge, und dass der Gute nicht über sein Erzählertalent, das er zweifellos besitze, hinausstreben solle. Frau von Thianges ergab sich weniger leicht. Sie war Lully wegen dieser Angelegenheit immer böse.

La Fontaine, dem seine Freunde unaufhörlich vorredeten, man habe ihn unwürdig behandelt, und der sich nicht trösten konnte, dass man Quinault ihm vorzog, schrieb daraufhin seine Satire von Florentin, in der er ein wenig schmeichelhaftes Bild des Musikers entwarf.

C'est un paillard, c'est un mâtin
Qui tout dévore,
Happe tout, serre tout : il a triple gosier.
Donnez-lui, fourrez-lui, le gloût demande
encore,
Le Roi même aurait peine à le rassasier.

Und dann fügt er zum Beschluss noch hinzu :

Chacun voudrait qu'il fût dans le sein d'Abraham,
Son architecte et son libraire
Et son voisin et son compère
Et son beau-père,

Sa femme, ses enfants et tout le genre humain,
Petits et grands dans leurs prières
Disent le soir et le matin :
Seigneur, par vos bontés pour nous si singulières,
Délivrez-nous du Florentin !

Man muss zugeben, dass La Fontaine, von Zorn überwältigt, offensichtlich log. Gewiss, Lully hatte keinen guten Charakter, er war geldhungrig und begierig nach Auszeichnungen, aber niemals hat Lambert die geringste Veranlassung gehabt, sich über seinen Schwiegersohn, der ihm gerade ein Landhaus bei Puteaux kaufte, zu beschweren. Der Verleger Ballard hatte zwar schlechte Laune darüber gezeigt, dass Lully sich das Recht zugestehen liess, seine Opern bei einem ihm genehmen Verleger zu veröffentlichen, weil dies dem Privileg, das die Ballard seit mehr als einem Jahrhundert zu den einzigen Musikverlegern des Königs machte, schweren Eintrag tat. Aber Lully übertrug ihm dafür den Druck seiner Libretti und hatte niemals mehr Schwierigkeiten mit ihm.

LA FONTAINE

Auch Madeleine Lambert hatte sich nicht leicht in die Gewohnheiten ihres Mannes gefunden. Sie hatte dagegen, dass er sie nach der Geburt des letzten Kindes verliess, gekämpft und protestiert, denn sie liebte ihn immer noch. Schliesslich fand sie sich hinein und beschränkte sich auf die Rolle einer guten Haushälterin. Von ihren Kindern und ihrem Haushalt stark in Anspruch genommen, liess sie Lully nach Belieben tun und lassen, was er wollte, und war sogar stolz auf das Vertrauen, dass er ihr bezeigte. Denn alles Geld, das er verdiente, legte er in ihre Hände ; auch unternahm er niemals eine Sache, ohne sie vorher um Rat gefragt zu haben, da er sie als klug und voraussichtig kannte. Ueber den Tod ihres Mannes wäre die arme Frau sicher sehr betrübt gewesen. Nicht im Traum dachte sie daran, diese einzige Gunst vom Himmel zu erflehen.

Die Feinde Lullys ergötzten sich an der Satire, die in vielen Copieen hergestellt und bekanntlich in folgender an La Fontaine gerichteten Ballade nachgeahmt wurde :

Tous ses voisins l'ont en horreur
Et ne le souffrent qu'avec peine,
Si fort ces pauvres gens ont peur
Que leurs enfants il ne surprenne.
Un d'eux disait l'autre semaine
A son fils qui sortait matin :
Mon cher fils, Dieu te ramène,
Dieu te garde du Florentin.

Uebrigens dauerte La Fontaines Zorn nicht lange. Von Frau von Thianges ausgescholten entschuldigte er sich, seiner Galle freien Lauf gelassen zu haben, und machte die dafür verantwortlich, die ihn schlecht beraten hatten. Wenn Lully ihn für den König arbeiten lassen wolle, würde er ihm einen Panegyrikus schreiben. Man sieht, dass man die Anschuldigungen des guten La Fontaine nicht allzu ernst nehmen darf. Später hat er sich wieder mit Lully versöhnt, und zwar durch die Vermittlung des Grafen von Fiesque, der einer der intimsten und besten Freunde Florentins war.

Henry PRUNIÈRES.

V E N I S E — L A L A G U N E

COMME A VENISE

Maîtres incomparables en duperie et fourberie les patriciens de Venise n'ont jamais été dépassés dans leur art spécial de pratiquer la diplomatie ; leur oligarchie sévèrement disciplinée, assujettie à la loi du silence, et à l'obéissance passive aux intérêts de la République de Saint-Marc, a conduit à ses ultimes destins Venise pendant des siècles, depuis le jour où les reliques de St-Marc furent enlevées à Alexandrie par des pêcheurs vénitiens, jusqu'au jour où Victor-Emmanuel — dont le monument domine le Canal San-Marco — reçut la Vénétie des mains de Napoléon III.

Grâce à l'or et au bluff, la puissance du lion de St-Marc resta longtemps mystérieuse, même aux sujets de Venise. Les lagunes, simple refuge des habitants de Chioggia brûlée par les Francs de Pépin, étaient devenues un vaste port aux approches difficiles, un chantier de constructions navales, le point de départ d'expéditions maritimes rapides tramées dans les sinuosités du Canal Grande. « *Pianta leoni !* » (plantez le lion !) hurlaient, en se précipitant à l'aube sur les villes côtières, des équipages recrutés dans les montagnes dalmates — Non moins avide, Dandolo, âgé de 94 ans et demi-aveugle, profitait de l'enlèvement de Byzance par les croisés français ; — deux siècles plus tard, Chypre était prise à la veuve du roi J. de Lusignan.... etc.

Venise était capable de tout. « *Dominus quartae « partis et dimidiae totius Romaniae* », s'intitulait le doge. « A nous, l'empire de la mer ! » Et pourtant, dès que la Valteline était menacée, le lion de St-Marc apparaissait à la Cour de Louis XIII, il demandait l'appui de la France et y dépensait des quarante mille ducats. On crut à la puissance de Venise jusqu'au dernier jour de la République, et enfin, elle tomba, sans avoir livré sa bataille navale d'Actium. Il fallut les demi-brigades de l'armée d'Italie pour déchirer le voile, dont les diplomates vénitiens recouvraient depuis des siècles la faiblesse de la reine de l'Adriatique ; Venise, surprise dans sa beauté par les descendants de Brennus, tendit les bras cette fois vers ses ennemis séculaires, les Habsburg, et elle envoya pour les séduire la « *Sirène de Rome* », le cardinal Consalvi.

« Ah ! que Venise est belle ! » chantent les chœurs de Haydée. Certes « Venise est belle et ses palais étincellent », surtout quand, venant de la mer, on double la pointe du Salut au débouché du Canal Grande ; on aperçoit le campanile de St-Marc, au-delà du Palais Ducal étalant son architecture gothique aux lueurs rouges du soleil couchant. La reine, soucieuse de son académie, la protège par un Lido et un Mallamocco derrière lesquels sommeillent des submersibles en nombre inconnu, et dont les batteries menacent un ennemi imaginaire, qui sans doute passera ailleurs.

II. — Les Anglais du 16e siècle ne croyaient pas aux Vénitiens : « *Mais vous n'êtes que de vulgaires pêcheurs* », disaient-ils à l'ambassadeur Sebastiano Giustiniani, et sans doute certains jours de gloire de la République ont été imaginés ou embellis sur la palette du Tintoret et du Véronèse ; — habilement, l'Entrée triomphale de Contarini revenant d'une

victoire de Chioggia gagnée sur Gênes (peint par le Véronèse) fait oublier aux visiteurs de la Salle du Grand Conseil la victoire de Pépin à Chioggia... Mais Giustiniani réfréna sa colère « avec une force dont il ne s'était pas cru capable », (textuel, dans le *Rapport au Conseil des Dix du* 1er *avril* 1516), il cacha ses ongles rétractiles, et il dit :

« Vous ne parleriez pas ainsi, si seulement vous « veniez à Venise, et que vous appreniez à connaître « notre noblesse vénitienne. Lisez l'histoire de nos « origines, de notre ville, étudiez les manières d'agir « de notre Signoria, et vous verrez que nous ne sommes « pêcheurs ni par notre origine, ni par nos manières. « D'ailleurs de simples pêcheurs n'ont-ils pas fondé « la religion chrétienne ? Nous avons été les pêcheurs « qui l'ont protégée contre les mécréants. Nos bateaux « de pêche étaient des galères et des vaisseaux de « guerre, nos hameçons étaient nos richesses, l'appât « était le sang de nos citoyens qui moururent joyeuse- « ment pour la chrétienté. Ce n'est pas de la vieille « histoire : les preuves en sont notre guerre contre « les Turcs et les autres pays auxquels nous avons « enlevé Negroponte, Lepanto, Modone, Corona, Du- « razzo et une bonne partie de l'Albanie ! » Et l'ambassadeur Giustiniani disait un peu vrai, car dans l'Ecriture-Sainte un *dug* (*doge*) est un pêcheur — et il disait un peu faux, car au moment où il parlait, le Skipetar (nom habituel de l'Albanais, en turc Arnaute) était soumis au Sultan !

Le Titien a dessiné les traits de ces ambassadeurs vénitiens choisis dans l'élite des familles d'un loyalisme éprouvé, élus par le Conseil des Dix, élevés à considérer comme leur devoir de travailler avec orgueil à la grandeur de leur patrie, à assurer l'application de Traités qu'ils considéraient comme des lois saintes — « *sans qu'ils pussent les faire dévier* », comme dit Clemenceau, « *de ce que signifient les textes pour si « peu que ce soit* ». On aperçoit dans les salles du Palais Ducal leurs visages froids et hautains, leur regard pénétrant et plein de vie, dans un coloris que rehausse l'habit rouge sombre porté par les « *Savii alli ordini* » dès leur majorité, après un entraînement spécial à leurs fonctions.

III. — L'ambassade permanente est une institution d'origine vénitienne, elle n'était pas toujours goûtée avec délices ; déjà *Philippe de Commines*, chargé de missions en Italie, était d'avis qu'il valait mieux envoyer des ambassadeurs qu'en recevoir, et que leurs visites devaient être rares et courtes. Sans doute aucun peuple n'a jamais trouvé agréable un régime de négociations perpétuelles entreprises sur son dos dans un but qu'il ignore ; la défiance en découle, et c'est là l'une des origines du sansculottisme, que le baron *Ernest Seillière* définit fort justement « une « *force soupçonneuse et féroce, soufflant la défiance, « montrant la trahison à l'œuvre* »..... Que cette définition soit juste, on ne saurait en douter quand on lit la lettre du *Hofmeister Gervinus* au chancelier *Hardenberg*, écrite au temps où régnait encore le sansculottisme : Gervinus est d'avis qu'« avec de la fermeté, un peu « de dépense (*Geldaufwand*) et d'intelligence, un « ministre prussien pourrait diriger l'opinion du gou- « vernement français et la tourner en faveur de la « Prusse ». Mais ce ne furent pas les sansculottes qui parlèrent ; ce fut Carletti, ambassadeur florentin à Paris, au service autrichien, habitué des salons Staël et Tallien.

Les ambassadeurs vénitiens étaient à peu près les seuls qui appartinssent à la nation qu'ils représentaient. *Lucchesini*, venu à Paris sous le Consulat au nom de la Prusse pour traiter l'achat des domaines de l'évêché de Hildesheim, était un Italien. — *Ezéchiel Spanheim*, envoyé par l'Electeur de Brandebourg à la Cour de Louis XIV était de Genève. — Le marquis de *St-Marsan*, ancien ambassadeur français à Berlin, représentait la Sardaigne au Congrès de Vienne. — Le comte *Pozzo di Borgo*, né en Corse, était ambassadeur de Russie à Paris. — Le cardinal *Consalvi*, au service du Saint-Siège, fit à Vienne les affaires de Venise.... et tous devaient avoir les qualités, les dehors amicaux, les manières élégantes, qui décidèrent Napoléon 1er à appeler Consalvi « *la Sirène de Rome* », — « beaucoup plus experte en politique qu'en théo- « logie ». Ce cardinal n'avait jamais été prêtre, mais il était poète et violoniste, il passait à Venise de nombreuses nuits chez le compositeur Cimarosa, révolutionnaire, qui mourut empoisonné, et dont Consalvi enferma la fille dans un couvent romain. Les aptitudes diplomatiques de cette curieuse Sirène ont été détaillées par le Prussien *Salomon Bartholdy* (au service de Hardenberg, autant pour négocier que pour collaborer à la loi sur la landwehr) — et il s'exprime ainsi :

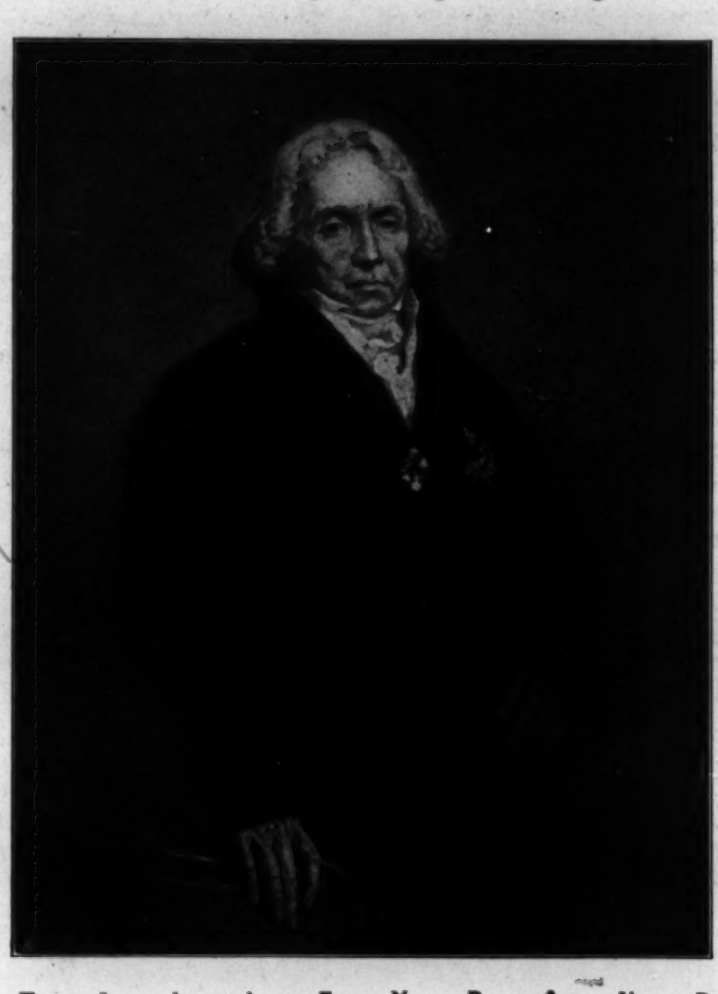
« La manière de négocier de *Consalvi* en imposait « à tous ceux qui avaient affaire avec lui personnelle- « ment, et surtout pour des questions d'ordre spirituel. « Il commençait en général par quelques petits ar- « rangements et concessions ; mais dès que l'on « approchait des limites qu'il s'était proposé de « maintenir, il devenait aussi grave, aussi peiné, « aussi affligé d'être obligé de refuser, que s'll se fût « agi de défendre les fondations de l'église, et de subir « le martyre pour leur salut. Il fallait beaucoup de « perspicacité pour découvrir par où on lui ferait « rabattre son prix, comment on le déciderait à « l'abandon d'un article, de quel côté on pourrait « le séduire grâce à l'emploi d'un moyen-terme (*mezzo- « termine*) ; mais il était très habile dans l'invention « d'un moyen terme. On n'avait jamais à craindre « qu'il revînt sur sa parole, car il ne promettait rien « à l'étourdi, et ne laissait rien à la merci d'une ambi- « guïté de sens. Quand il ne voulait donner aucun « renseignement, il jouait à l'homme distrait etc. » (Bartholdy, a. a. O. page 290).

IV. — Ce fut le marquis de *Talleyrand*, ministre des Affaires étrangères, excommunié pour avoir adhéré à la Constitution, qui présenta au Premier Consul le cardinal Consalvi venu à l'occasion du Concordat : Rencontre sans précédente, que Consalvi stigmatise cyniquement dans une dépêche du 2 juillet 1801, à Rome, en y avouant sa souplesse italienne : « *Quand « on ne peut pas s'arranger avec Dieu, on s'arrange « avec le diable.* » Là-dessus il signa en 1801 un Concordat, qu'il remplaça en 1817 par un autre plus avantageux. Nous ne parlerions pas aussi librement du cardinal Consalvi, si, dépassant les attributions d'un

simple diplomate chargé d'assurer par un tour de main spécial les intérêts de son gouvernement, il n'avait imposé maintes fois sa manière de voir au Saint-Pontife lui-même, et, entre autres choses, refoulé littéralement de Paris un nonce envoyé spécialement pour féliciter Louis XVIII. Ce nonce n'était autre que le futur Léon XII ; il en devint malade dans la petite demeure où il s'abritait au village de Montrouge (devenu le Montrouge actuel). *La Sirène*, ce jour-là écumante, s'était ainsi exprimée :

« Certes j'ai été imprudent de pousser à l'abîme « Pie VII, un vieillard qui eût dû rester sur son siège, « et non pas voguer sur « la haute mer; mais j'ai « ainsi remis l'église de « Saint-Pierre à nouveau « sur le bon chemin. Que « voulez-vous maintenant « de moi ? Qu'avez vous « fait de bon ou de « mauvais, que vouliez « vous mesurer avec moi? « Le mauvais peut être « bon, quand il en résulte « une œuvre intelligente. « Retournez-vous en ! « J'ai conduit le Souve- « rain Pontife à l'abîme, « mais cet abîme je l'ai « en même temps sondé. « J'en connais les pro- « fondeurs, de sorte que « nous n'y retomberons « plus »... (V. Scherer). Inutile d'ajouter que ce cardinal était candidat à la succession de Pie VII. Il subit un échec, et on avait prié à Rome pour que Consalvi ne fût pas élu pape,

et il cielo priego, ci salvi
di un'uomo despotico
qual è Consalvi.



T A L L E Y R A N D

V. — Il représentait le Saint-Siège au Congrès de Vienne ; il est superflu de démontrer que son hostilité à l'égard de Napoléon se tourna contre la France elle-même ; il avait été instruit dans le séminaire dirigé par le cardinal duc d'York. Il réclama simplement et d'emblée le Comtat-Venaissin, et Avignon au nom du Saint-Siège, qui sous Clément VII l'avait achetée quatre-vingts mille florins. Sans avoir sacrifié la collerette d'un garde-noble, ni même d'un soldat pontifical (car la République n'avait répliqué que par des expulsions à la mort du général Duphot à la porte Septimania) en rompant des lances uniquement dans les salles du Congrès, la Sirène restaura entièrement le pouvoir temporel du Saint-Pontife ; domaine resté bien écorné malgré les accords de Latran.

Il eut des compliments de tous nos ennemis, et *Bartholdy* en fait ainsi l'éloge : « Il fallait l'avoir vu « à Vienne pour pouvoir apprécier sa vigilance, son « activité, sa passion pour les intérêts du Saint-Siège ; « le succès le plus complet en fut la récompense. » Lord *Castlereagh*, représentant de l'Angleterre, assure « qu'en fait de dextérité diplomatique Consalvi dé- « passait tout le monde » (V. Souvenirs des quatre derniers papes par le Cardinal Wisemann).

VI. — Le marquis de Talleyrand, chef de la Délégation française à Vienne, y perdit son duché romain de Bénévent ; pourtant les exploits de la Sirène ne doivent pas faire oublier la tenue magnifique d'une délégation chargée de défendre les intérêts d'une France qui, sans être victorieuse était restée redoutable. Wellington l'assurait au tzar le 2 février : « L'armée française pour « une guerre extérieure « contre quelle puissance « que ce soit, est aussi « brillante que jamais. » Et ce fut le meilleur atout du jeu de Talleyrand, qui l'écrivit le 8 février au roi de France.

La préparation de *Talleyrand* à ses fonctions diplomatiques a plus d'un point commun avec celle de *Consalvi*. L'un à Frascati, l'autre au faubourg St-Germain, vivent au contact des hommes d'Etat de l'époque. Rome était la ville d'Europe la mieux informée, « le salon de l'Europe », a-t-on dit ; on y étiquetait tous ceux qui méritaient de l'être ; c'est ainsi que pour Mayence, le prince-primat *Dalberg*, ami de la France, était fiché et avec approbation de Consalvi, comme il suit : « L'adversaire le plus zélé « de l'influence du Saint- « Siège sur la hiérarchie ecclésiastique des archevêques « allemands ; ses écrits de philosophie et d'esthétique, « ses relations per-sonnelles avec des écrivains d'opinion « libérale, renforcent le soupçon qu'il peut appartenir « aux Illuminaten. Par-dessus le marché, le prince « Dalberg est à la tête des quatre archevêques qui, par « l'Article d'Ems, se sont mis en opposition avec la curie « romaine.... » (Beaulieu-Marconnay). Consalvi faisait visite aux princesses Adeline et Victoire, filles de Louis XV, émigrées à Rome ; il y retrouvait toute l'émigration française romaine ; au Vatican se montrait Clotilde de France, sœur de Louis XVI, reine de Sardaigne.

De son côté *Talleyrand* a fréquenté Turgot, Maurepas, Malesherbes... dans une société dont les légendes sansculottistes ont déformé le véritable esprit, mais où *Madame de Staël*, entre deux contredanses, savait expliquer au duc de La Rochefoucauld les droits à

percevoir sur les marchandises américaines, — où *Chamfort*, lecteur de Madame Elisabeth, trouvait que Vergennes travaillait trop lentement — où le salon célèbre de *Madame de la Reynière* (Orgeval) recueillait les échos de toute la politique européenne.

Il est remarquable qu'au milieu des coalitions et des guerres dont l'Europe retentissait, ni Talleyrand, ni Consalvi n'ont à aucun degré l'espoir mystique de l'absolu terrestre. Ils cultivent la science du relatif, ils pratiquent l'art du possible ; dépourvus de tout humanitarisme aveugle et fanatique, ils ignorent le romantisme social qui a engendré les journées de 1848. Ils ne croient même pas au rêve de Sainte-Alliance du tzar Alexandre, inspiré par Juliane Bietinghof (mariée à Krudener). Tous deux savent l'échec des principes de Rousseau dans les sphères dirigeantes d'Europe. Consalvi, ennemi-né de la religion naturiste, connaît mieux que tout autre les ressources de l'action : Quand il rentre de Venise à Rome avec Pie VII, qu'il a fait élire, c'est sous le salut joyeux des canons de la flotte russe ancrée dans le port pontifical d'Ancône. A la même heure, Napoléon dit à Cacault, plénipotentiaire à Rome : « Traitez « le pape comme s'il avait deux cents mille hommes ».

Quant à Talleyrand, c'est Madame de Staël qui l'indique pour les Affaires étrangères au Directeur *Barras* vacillant depuis Fructidor au sein de son pouvoir absolu, en présence des coalitions ennemies. Dès que Talleyrand, qui s'est fait la main à Londres en présence de Canning, Lansdowne... tient la barre, le vaisseau sort des marécages où l'incapable Caillard l'avait conduit; l'étrave fend les flots : « Vous savez », dit-il à *Sieyès*, « combien je partage vos vues sur la « Prusse, je crois avec vous que nous ne pourrons « jamais trop éloigner de notre frontière cette puis- « sance, ni trop la refouler vers l'Allemagne septen- « trionale et orientale ». Sieyès, de son côté, assure que « la France et la Prusse ne sont pas les deux « puissances destinées à marcher ensemble pour ré- « tablir l'équilibre rompu par tous les déchirements « qui ont affligé le continent depuis huit ans. » Diplomates d'une perspicacité remarquable ! Car on ne sut que beaucoup plus tard que, dans l'intervalle des deux batailles de Zurich, avait été tenue à *Petershagen* en 1799 une conférence où assistaient *Brunswick*, — *Haugwitz*, — *Kockritz*, et le roi de Prusse lui-même, dont la doctrine est contenue dans la phrase typique : « J'embrasse le système qui en reculant l'explosion, « m'offre du moins l'avantage d'attendre les événe- « ments, et de ne passer aux mesures d'exécution « que quand moi-même je le jugerai à propos ». *Gervinus* avait déjà fait l'éloge de Sieyès : « *Il n'est « ni Prussien, ni Autrichien, c'est un Indépendant.* »

VII. — Les difficultés du Congrès de Vienne dépassaient au début toute imagination. Quand le prince de Talleyrand, après huit jours de route, descendit de voiture à Vienne, le 25 septembre 1814, il ignorait que la France avait été mise à l'écart des discussions entre les puissances principales ; aussi bien à Londres où *Consalvi* s'était rendu, qu'à Vienne, par *protocole séparé* de la conférence du 22 septembre précédent.

« Die vier Mächte allein sollen sich untereinander « über die Verteilung der durch den letzten Krieg « und den Pariser Frieden verfügbar gewordenen « Provinzen verständigen ; die anderen beiden sollen « nachher hinzugezogen werden. »

De cette surprise agréable ? il rendit compte le même jour au roi en ajoutant que la Pologne devenait une monnaie d'échange entre la Russie et la Prusse s'efforçant d'obtenir les provinces du Rhin. Il n'était pas à Vienne depuis huit jours que le tzar, le même tzar que Talleyrand avait cependant abrité quelques mois auparavant rue St-Florentin, criait en menaçant : « *Plutôt la guerre* ! », et Talleyrand crut voir l'empereur romain Commode en équipement de guerre agitant sa lance pour effrayer les Romains (V. Eloge de Marc-Aurèle). Talleyrand a entendu la menace de l'expiation, qui devait servir aux enfants et aux petits-enfants des coupables comme avertissement permanent d'avoir à rester pour l'avenir dans des voies plus salutaires. Au reste l'historien *Schmidt* regrettait encore en 1882 que la France eût été ménagée à Vienne. Talleyrand eut à démontrer à Hardenberg frappant du poing, que « *le droit public n'était pas du « superflu* » et il fallait riposter à Humboldt : « *C'est « au droit public que vous devez d'être ici* ! » — « *Plutôt « continuer la guerre que de renoncer à ce que je tiens* », disait le tzar ; et à l'ambassadeur prussien Jacobi Talleyrand eut à dire que « *la Saxe appartenait au « roi de Saxe* » — « Votre droit public n'existe pas pour « moi, disait le tzar ; je ne sais pas ce que c'est. *Quelle « valeur puis-je attacher à vos parchemins et à vos « traités ?* »

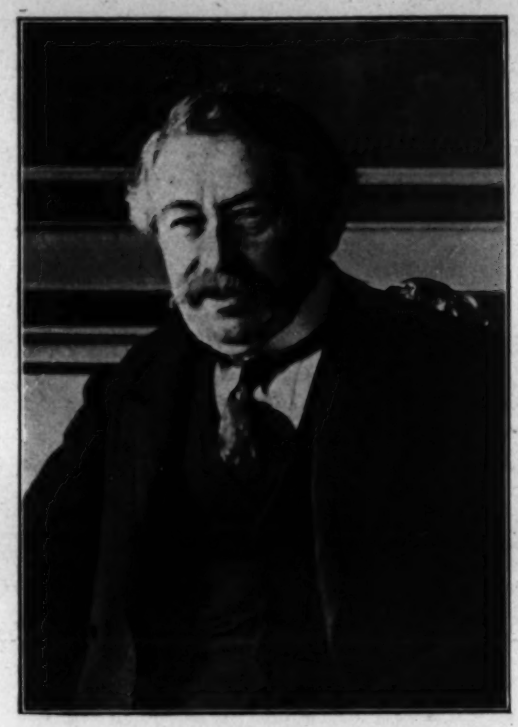
Le délégué prussien disait en menaçant au délégué saxon Schülenburg : « Le prince de Talleyrand semble « prononcer de très nobles paroles mais ou bien c'est « pour cacher le fond de sa pensée, ou bien ce sont « des paroles vides de sens ; *donc malheur à ceux qui « s'y fieront* ! »

La question italienne, où le roi *Murat* paraissait en relations secrètes avec Metternich, était le point noir et pour le roi de France le plus inquiétant ; les complications y provenaient non seulement d'unitaristes italiens conduits par le professeur *Rosari*, et appuyés par une grande société secrète fondée à Strasbourg, mais aussi des prétentions de la maison de *Savoie-Carignan* (maison royale actuelle), représentée par le roi de Sardaigne et rangée dans les ennemis de la France depuis la convention de Pillnitz (voir Mémoire Caillard sur la situation de la République en 1793).

VIII. — Au bout de trois semaines de congrès (17 octobre), Talleyrand démasque au roi la situation vraie de l'Allemagne : « Des éléments révolutionnaires existent partout en Allemagne ; le jacobinisme règne ici comme chez nous en France il y a vingt-cinq ans, mais ce n'est pas parmi les classes moyennes et inférieures, c'est dans la noblesse la plus élevée et la plus riche. Cette différence fera que toute révolution ne suivra pas en Allemagne le même cours que chez nous. Ceux qui, par la dissolution de l'Empire et l'établissement d'une Confédération, sont descendus du rang de chefs dynastiques dans la classe des sujets, supportent avec impatience leur nouvel assujettissement ; ils s'efforcent de bouleverser un ordre de choses qui blesse leur orgueil, et de remplacer tous les gou-

vernements de ce pays par un gouvernement unique. Avec eux marchent les hommes des Universités, la jeunesse remplie de leurs théories, et ceux qui attribuent leurs souffrances à la répartition de l'Allemagne par petits Etats. L'unité de la patrie allemande est leur cri, leur croyance. Mais cette unité dont la France n'aurait rien à craindre *si elle était sûre de la rive gauche du Rhin et de la Belgique*, aurait actuellement pour nous les conséquences les plus redoutables ». Cette lettre de Talleyrand au roi était complétée par un rapport commun et de même sens des délégués français au ministère des affaires étrangères.

Ces délégués, triés sur le volet, avaient été remarquablement bien choisis. On y remarquait le *duc Dalberg*, neveu du prince-primat ; Rhénan des environs de Worms, il avait participé aux négociations du mariage de Napoléon 1er, et fait partie, — car il était naturalisé Français — du gouvernement provisoire d'avril 1814. Le *comte de Noailles* avait été adjoint au maréchal Bernadotte, et était adjoint au comte d'Artois, etc. La nièce du prince Talleyrand recevait à Vienne.



ARISTIDE BRIAND

IX. — Tout le monde connaît les succès prestigieux de la diplomatie de Talleyrand au congrès de Vienne. Il y perdit Bénévent que réclamait Consalvi, mais après trois mois de congrès il avait rompu le front unique des coalisés, et relié la politique de la France à celle de l'Angleterre et de l'Autriche. Depuis cette époque, la vieille école aristocratique des diplomates vénitiens a, elle aussi, disparu ; mais l'institution vénitienne des ambassadeurs permanents a subsisté, et leur rôle vaut d'être rappelé.

« L'ambassadeur était accompagné de jeunes patri-
« ciens volontaires se préparant à la carrière diploma-
« tique, se mettant au courant des mœurs, institutions,
« cérémonial des Cours étrangères. Avant tout, ils
« devaient acquérir la connaissance des hommes, des
« faiblesses et des vertus des princes et de leurs courti-
« sans, étudier avec attention les mobiles et les variétés
« de leurs actions. Leurs expériences et observations
« devaient être consignées à l'usage de leurs chefs sur
« des livres-journaux privés — *Diarii* —, où les con-
« versations et communications confidentielles étaient
« reportées avec exactitude. Avant de quitter Venise,
« ils exerçaient leurs yeux et leurs oreilles à recueillir
« des informations, à faire des comptes rendus appro-
« priés à la situation de l'autorité à laquelle ils étaient
« adressés ; ils cultivaient la prudence dans l'échange
« d'opinions, et l'art le plus difficile de tous, la tech-
« nique de la négociation, *nécessitant de la fermeté de*
« *caractère en même temps que de la vivacité d'esprit.*

« Après une longue préparation ils étaient admis
« à rédiger les rapports d'ambassade officielle — *Rela-*
« *zioni Venete.* » — Ces rapports donnaient des images nettes des forces diverses de tous les Etats, institutions, souverains, princes, noblesse, clergé, artisans, finances, commerce, mercuriales, événements divers, etc., enfin tout ce qui pouvait intéresser la Signoria vénitienne (la réponse de Giustiniani ci-dessus est extraite de l'un de ces rapports). La curie romaine avait les mêmes traditions et le plus célèbre de ses rapports fut celui de Ottavio Corsini, ambassadeur à Paris pendant la guerre de Trente ans.

Si l'on ajoute à une pareille organisation diplomatique celle qui résulte aujourd'hui de l'institution des consulats, des chambres de commerce à l'étranger, des sociétés commerciales, politiques, de propagande ayant des représentants à l'étranger, — et autre chose encore que l'on suppose facilement —, on ne peut vraiment plus endiguer ce flot montant des organisations parasitaires les plus répugnantes qu'il soit possible d'installer dans les sous-sols des maisons de ses voisins. Venise avait partout l'Homodei, « œil et oreille » du Conseil des Dix. Mais elle avait pris ses précautions contre les ambassades étrangères, en les groupant toutes dans le Vieux-Venise, où des gondoles silencieuses assuraient un service de surveillance active, et, au besoin, la disparition des imprudents.

En principe, *aucun patricien n'avait le droit*, depuis le quatorzième siècle, *de communiquer avec les ambassadeurs étrangers.* Depuis le complot de 1618, organisé contre Venise par le Castillan Bedmar, don Pedro de Tolède et le duc d'Ossuna, vice-roi de Naples, l'interdiction de communiquer était complète. Bedmar, qui avait tenté d'égorger le doge et la Signoria, fut trahi et s'enfuit à Milan ; mais il devint président du Conseil des Pays-Bas !

L'ambassadeur étranger ne pouvait entrer en relations avec le gouvernement de Venise que par l'intermédiaire de fonctionnaires ; il ne pouvait rencontrer les patriciens qu'à l'occasion des deux fêtes de Carnaval, où l'on venait masqué. Tolérance bien dangereuse, si le masque n'était jamais relevé ! et les exécutions n'étaient pas annoncées à sons de trompe...

Henryk de LELIWA.

L'« HOTEL » DE LA COMTESSE SOPHIE DE COUDENHOVE A MAYENCE, QUI ABRITA PENDANT PLUSIEURS ANNÉES LA REVUE RHÉNANE ET LE CENTRE D'ÉTUDES GERMANIQUES

A L'HOTEL DE LA COMTESSE SOPHIE DE COUDENHOVE

MAYENCE 1787

Une nuit d'été de l'année 1787 sur les bords du Rhin, romantique à souhait. Dans le ciel qu'éclaire comme un phare à éclipse une lune apeurée, pendent de lourds nuages. Les eaux boueuses du fleuve, toutes gonflées de pluies d'orage et balayées par un vent furieux semblent couler à rebours. Une frêle barque lutte désespérément contre le courant. Non sans peine elle atteint le point le moins élevé de la berge et, tandis que le batelier amarre de son mieux en pestant contre le temps, le passager qu'elle contient saute rapidement à terre en serrant sa vaste houppelande contre son corps transi. A ce moment le ciel ouvre ses écluses et une trombe d'eau s'abat sur le malheureux. Que faire ? La barque avait abordé aux portes de Mayence, là où le quai n'offrait que quelques maigres arbres comme abri. L'homme à la cape prit vite son parti. Laissant à sa droite la sombre masse du palais épiscopal que baignaient les eaux du fleuve et à sa gauche le château grand-ducal, il s'élança tête baissée dans la direction de la Grosse Bleiche, presque à découvert à cette époque et qui n'était guère marquée que par quelques hôtels ou des écuries seigneuriales. Un violent coup de tonnerre le força à s'arrêter un moment sous le porche de l'église St-Pierre ; puis, en quelques enjambées, il franchit la rue et atteignit le palais à deux étages dont l'archevêque-électeur avait fait présent à sa nièce, la jeune veuve Sophie von Coudenhove.

Ce bâtiment à double façade, aux lignes sévères, mais nobles, qui forme un angle droit sur la Grosse Bleiche et la Bauhofstrasse, avait vraiment grande allure avec ses larges fenêtres solidement grillées au rez-de-chaussée et son immense portail. Il dressait d'un bloc et avec une sobre harmonie sa haute stature dans le ciel noir. Une seule fenêtre du premier étage brillait encore d'une chaude lumière rose. Lorsque la frêle sonnette retentit dans le sifflement du vent, le vieux majordome lança un regard inquiet à travers le vasistas et ne put réprimer un geste d'effroi en voyant la silhouette toute ruisselante de pluie qui se blottissait dans l'angle de la porte.

« Ouvrez donc ! Martin ! C'est moi, entendez-vous ?... von Stein, le ministre de la Prusse, l'ami de son Eminence ! Vous ne me reconnaissez donc pas ?... Martin reste immobile comme médusé. « Mais sapristi, ne me laissez donc pas dehors par ce temps de chien ! C'est moi, vous dis-je, Jean Frédéric ! »

Alors seulement Martin a repris ses sens. Il ouvre avec précaution, pousse brusquement le battant du portail et le visiteur s'élance encore tout essoufflé dans le vestibule. Au moment où il se débarrasse de son manteau, apparaît tout en haut du large escalier monumental qui monte en ligne droite au premier étage, le gracieux profil de Thérèse, la soubrette de la comtesse, tenant une bougie à la flamme vacillante. Au-dessus de l'escalier, dans les ombres qui dansent au plafond, scintillent les mille facettes d'un énorme lustre de Venise. La jeune fille, vraie figurine de Saxe, introduit von Stein dans la belle chambre aux lambris blancs. Au milieu, un lit somptueux d'où émerge la tête souriante d'une femme, la maîtresse de céans.

« Eh bien, cher Jean-Frédéric ! voilà qui est de bon augure, lui dit-elle de sa voix cristalline, vous descendez chez les mortels comme Jupiter, au bruit du tonnerre ! Il y a beaucoup à parier que nos petites affaires vont prendre bonne tournure. » Et la gaieté animait son visage aux traits un peu masculins et irréguliers. Le ministre plénipotentiaire de Prusse s'assit songeur et quelque peu transi sur le bord du lit. Pendant qu'il savourait lentement une grande coupe de flamboyant Niersteiner, Sophie, joyeuse comme un enfant qui vient de se livrer à quelque bonne espièglerie, lui contait sa petite histoire. Les paroles tombaient de ses lèvres, en cascade, rapides, précises, claires. On sentait que celle qui les prononçait avait hâte d'arriver à la conclusion.

« Je suis sûre de réussir mon ami, disait-elle, d'ailleurs j'ai là, sous mon oreiller, des preuves tangibles. Tenez, voici des souscriptions que j'ai récoltées jusque dans mon lit, et si je vous disais les noms de ceux qui ont passé à notre camp pour voter en faveur de M. de Dienheim, vous... eh bien, vous croiriez rêver... ». Un petit rire fusa, aussitôt réprimé. Le visage devint sérieux. Une légère moue se dessina autour des lèvres un peu trop carminées de la comtesse.

« Voyons, écoutez-moi au lieu de prendre cet air absent et détaché... J'ai les voix de Hutten, Etz... Voyons ! m'écoutez-vous ? Mais au fait j'y songe : vous avez certainement froid aux pieds ! et moi, étourdie que je suis, qui aurais dû vous faire donner des pantoufles... Ah ! je suis d'une négligence impardonnable ; mais quand il s'agit de la politique, vous le savez, j'oublie jusqu'aux règles les plus élémentaires de l'hospitalité. Et vous aussi, mon cher ami, vous êtes d'un laisser-aller presque criminel pour tout ce qui touche à votre toilette et à votre personne... Ne suis-je pas obligée de compter moi-même vos paires de bas pour être sûre que vous ne manquez de rien et que vous vous présenterez décemment vêtu devant mon oncle, l'archevêque électeur, si à cheval sur l'étiquette... ».

« Mais, chère amie, bégaye Stein dès qu'il peut placer un mot, voilà justement ce qui fait l'objet de mes soucis. J'ai l'impression d'être devenu quelque chose comme votre petit chien ! Vous sifflez, j'accours, et je crois bien que je danserais même s'il vous prenait la fantaisie de me l'ordonner. Par amour pour vous, je fais la cour à votre bon vivant d'oncle comme à une jolie femme, je suis obligé d'assister à tous ses petits soupers de famille, je ne puis même plus accepter une seule invitation en ville, je procure à tous ses neveux des fonctions agréables et rémunératrices dans l'administration de l'Etat et de grosses prébendes à la cour de Prusse... on commence par me montrer du doigt à Mayence, on me surnomme le « ministre de famille », je... ».

« Allons, allons, mon vieil ami. Me croyez-vous donc si naïve. Auriez-vous la prétention — un peu tardive — de m'en remontrer ? ou

de me faire accroire que vous jouez ici un rôle absolument désintéressé... ce bon Jean-Frédéric, qui sacrifie à un pauvre petit électorat les intérêts de son cher maître, le roi de Prusse ! Se serait-on jamais douté d'une chose pareille ? Et on va même jusqu'à prétendre que je vous ai attiré dans mes rets, que je... mais vous le savez bien qu'on se trompe, que c'est vous qui, au contraire avez pris dans les vôtres mon brave homme d'oncle et toute sa sainte famille ! »

« Tout beau ! Tout beau ! belle Sophie. Je vais finir par croire qu'il n'y a absolument pas moyen de faire de la politique avec vous autres femmes. Vous imaginez-vous que c'est en disant aux gens leurs quatre vérités comme vous le faites — qu'on arrive à quelque chose, dans ce domaine où tant de diplomatie et de dissimulation sont nécessaires ?... Voilà une heure que nous bavardons et j'en suis encore à me demander où nous allons... Voyons, qui sera coadjuteur ? »

« Là, mon ami, vous m'en demandez trop ! Si nous nous efforçons de faire échouer le candidat de la cour de Vienne, c'est, croyez-m'en, uniquement pour les beaux yeux du roi de Prusse, mon grand ami — et non point pour favoriser votre main-mise sur l'archevêché de Trèves... ce que vous espérez dans le cas où Walderndorf serait élu coadjuteur. Par contre, si moi, je désire que Dienheim soit nommé, toutes les puissances conjurées du ciel et de la terre ne pourront empêcher qu'il gagne la partie... ».

« Mais, ma pauvre amie, pourquoi donc voulez-vous courir le risque de vous mettre la cour de Vienne à dos ? N'y avez-vous pas de puissants intérêts à sauvegarder ? Ne songez-vous pas à l'avenir de vos fils ? »

ESCALIER MONUMENTAL A L'INTÉRIEUR DE L'HOTEL COUDENHOVE A MAYENCE

« Mon cher Jean-Frédéric, daignez avant toutes choses considérer que les raisons qui me font agir, ne regardent que moi. Et s'il me plaît, à moi, de vexer ce petit intrigant de là-bas, cet ambitieux qui se croit le maître du monde, ce Metternich de rien du tout, n'est-ce pas encore mon affaire ? Soyez assuré que je ne négligerai rien pour déjouer ses projets et contrecarrer ici sa funeste influence. J'y réussirai, soyez-en convaincu ! N'ai-je d'ailleurs pas réussi dans tout ce que j'ai entrepris jusqu'ici ? »

« Eh oui, sans doute, vous êtes une partenaire avec qui il faut compter. Il n'est pas jusqu'à un Charles-Auguste de Weimar que vous n'ayez complètement assujetti à vos lois. Et vous comptez, je le sais, parmi vos « amis » (hélas ! dirais-je, ils sont légion) ce vieux Wieland, Albini et le petit Gœthe même qui chante sur tous les tons de sa lyre vos louanges à sa mère. Madame la Comtesse de Coudenhove est-elle une diplomate ou une intrigante ? J'hésiterais à me prononcer... »

« Et moi, je n'hésite pas à vous dire que vous êtes un ingrat, et ce qui est pire, un sot ! Il est bien étrange que vous autres hommes, quand vous êtes aux prises avec une femme d'une intelligence un peu supérieure, vous ne puissiez vous défendre que par la calomnie. Ne voyez-vous donc vraiment pas plus loin que le bout de votre nez ? Vos petites ambitions personnelles vous aveuglent et la politique semble n'être pour vous qu'un moyen d'obtenir une distinction ou une charge. Vous ne comprenez donc pas que l'Autriche, mon ami, est une bonne femme en train de mourir de vieillesse. La Prusse, elle, est une nation jeune et forte, qui entre d'un pas ferme dans l'histoire.

Pourquoi donc mettre en jeu notre avenir, celui de l'Allemagne, de l'Europe peut-être, en soutenant une vieille femme contre cette puissance, à qui appartient l'avenir ?

En ce moment je fais de la politique de clocher, c'est vrai, car l'élection d'un coadjuteur, cela ne vous a l'air de rien. Et pourtant ce rien pourrait bien contribuer à changer la face du monde... ».

La discussion s'était échauffée et quelques bonnes bouteilles de Niersteiner avaient rendu à von Stein sa verve habituelle et sa bonne humeur. Peut-être aussi son amie avait-elle réussi à lui montrer la situation sous un jour aussi nouveau qu'insoupçonné. Peu à peu, dans la grande chambre aux lambris blancs, la lumière rouge des chandelles faiblissait aux premières lueurs de l'aube qui pénétraient à travers les rideaux de tulle, tandis que les petites cloches matinales des cloîtres mêlaient leurs grêles tintements à la voix grave du dôme qui annonçait le dimanche mayençais.

« Allons, Monsieur le Ministre, après ce que nous avons dit, vous comprendrez, je crois, ce qu'il vous reste à faire. Allez me chercher le Statthalter, amenez-le moi là au bord de mon lit, et je vous donne ma parole que dans l'espace d'une demi-heure, je vous l'aurai retourné comme un gant... ».

Et Jean-Frédéric, grisé par les paroles de la comtesse, autant que par le vieux Niersteiner, s'en fut aussitôt au petit jour sonner à la porte du Statthalter qu'il réveilla, ainsi que chez tous les chanoines du chapitre dont il espérait recueillir les voix, tandis que le général Hatzfeld, frère de Sophie, à cinq heures du matin, allait faire entendre au Stadtrat assemblé d'urgence et en hâte, de solides arguments « sonnants » et « trébuchants ».....

C'est ainsi qu'aux temps splendides de ses archevêques-électeurs et de leurs entreprenantes égéries se nouaient à Mayence les intrigues politiques qui parfois bouleversèrent toute l'Europe sans que bien souvent on soupçonnât quelle était la petite main qui en tenait les fils.

C. KN.

DIE OKARINA

Nein, — keineswegs reiste Johann Sebastian Bach, wie es altväterische Historie uns einreden will, mit der beschaulichen Ruhe des würdigen Alters und der wohligen Vorfreude einer sicheren Künstlerschaft oder gar « in dankbarer Folgschaft eines ehrenvollen Rufes » aus seinem warmen, quicklebendigen Leipziger Kantorsheime zu dem Schlosse Sanssouci des Königs Friedrich, — nein: Bach hockte in einem ehrlichen, dicken, rundgeblähten Zorn in seiner üblen Postchaise und murrte weidlich in sich hinein über diesen unsinnigen, gewalttätigen Befehl eines Machthabers, der ihn durch Androhung einer Husaren-Eskorte über die sächsische Grenze nach Preussen holte, nur um sich für etliche Abendmusiken eine genehme Abwechslung nach all den seichten Sarabanden und Arien zu verschaffen. Insbesondere aber musste ja der alte Kantor ergrimmen ob solcher Zumutung, da er all sein Lebtag die Kunst einzig und allein dem Dienste des Höchsten gewidmet hatte, nimmer aber guten Herzens sie der verrufen-freigeistigen Geselligkeit dieses Fürsten würde leihen können.

So fuhr er nun durch den grau verhangenen Abend einer widrigen Pflicht entgegen und besann unwillig nur noch, wie er für seinen Sohn Emanuel, der im Orchester jenes Hofes beamtet war, allen Schaden vermiede.

Regen knöchelte auf das mürbe Lederdach und stäubte kalt herein, sodass der Kantor sich sogleich an das offene Kaminfeuer begab, als der Postwagen an einem einsamen Gasthofe hielt, um erst in kommender Frühe mit gewechselten Pferden die Reise zu beenden.

Bach zog sich fröstelnd den Mantelkragen fest um die Schultern, starrte müde in die niederen Flammen...

Und horchte auf...

Aus dem Nebenraume, durch die Fugen der dünnen Lattenwand drangen die leisen, feinen Töne einer Okarina, fast nur geflüsterte Flötenkadenzen, nun wehmütige Klage, jetzt wieder sommerlich frohe Liedlein, deren Melodien aber zerdehnt wurden zu traumsüssen Schlafgesängen.

Bach sah verwundert, gebannt auf und blickte unversehens in die tränentiefen Augen eines jungen Mannes, der neben ihm am Kamin sich fest an die Bretterwand lehnte und sichtbarlich mit jeder Faser seines Lebens jeden Laut in sich trank als einen Kelch unfasslichen Leides. Denn schon als Bach nur wenig und wortlos seine Hand mitleidig anrührte, fiel ihm jener mit einem erstickten Wehlaut zu und erklärte ihm mit Gebärden mehr denn mit seiner seltsamen deutsch-italienischen Mischsprache, dass dort drinnen sein Kind auf den Tod krank läge und dass seine Frau die schweren Fieber mit all den Liedern, die das Kind so arg liebe, bekämpfe ; und dass sie auf dem Heimweg nach Mailand seien, nachdem sie sich im Norden genug erspart durch Bauhandwerk und Steinmetzarbeit.

TAFELRUNDE DES KÖNIGS FRIEDRICH IM SCHLOSSE SANS-SOUCI

Durch die Bretter kamen die linden, weichen Weisen, schwer von der Liebe und der mütterlichen Zuversicht, vermischt mit dem heissen Atem eines geschüttelten Körpers und den fahrigen Schlägen willenloser Händchen, die im Dunkel der Kammer und der Krankheit umhergriffen nach irgendwelchem Lebenshalt.

Und der Vater und Johann Sebastian Bach sassen Schulter an Schulter gepresst und beteten stumm in sich hinein, — jeder nach der Weise seiner Kirche, seines Landes, seiner Vorfahren.

Der Wirt, der Bach ein Bett zu weisen kam, blieb unbeachtet, das Nachtmahl unberührt.

Die Töne nebenan wurden allgemach zarter, inniger, gleichsam silbriger und himmlisch. Und, als eben die Dämmerung eines klaren Morgens durch die Fenster tastete, verstummte die Okarina in einem lang verschwebenden Hauch.

Die Männer starrten sich an.

Starrten sich an aus qualgekerbtem Antlitz.

Dann erhob sich Bach, öffnete sehr behutsam die Tür und sah die schlafende Mutter mit dem unbeschreiblichen Lächeln neben ihrem ruhigen, sichtlich der Gesundheit fest entgegenatmenden Kinde liegen.

Tränen stürzten ihm nieder, als er den Freund dieser Nacht verliess.

Im sonnenhellen Morgen, auf der Fahrt durch die feierliche Frühe jedoch ward ihm offenbar als die Frucht der leidvollen Stunden, dass Kunst mehr als nur die Andacht zum Höchsten und Demut und Dank sei, nämlich auch Kampf und Heilkraft wider Unrast, Zorn, Leid und alle Gebresten der Seele, — dass somit dem Diener der edlen Musika auferleget sei, nicht allein dem Herrgott zu lobsingen, sondern weit mehr dem Menschenbruder hilfreich beizustehen als ein würdiger Seelsorger des Aermsten aus dem Volke wie des Königs, so sie der Tröstung verlangend sind in ihren verborgenen Nöten. —

Sattsam bekannt ist, welche Ehre Johann Sebastian in Sanssouci zuteil ward, und welch unvergleichlicher Kunst er das königlichste Herz aufs Menschlichste ergriff. Nicht überliefert hingegen ist das tiefe Erstaunen der preussischen Musiker über des Meisters Spiel, in dem sich um das königliche Fugen-Thema b-a-c-h seltsame, mannigfache Anklänge aus dem Volksgut altitalienischer Lieder rankten, — vertraute liebe Gesänge von betörender, sehr weltlicher Freudigkeit.

Dr Kurt BOCK.

DIE KOMÖDIE DES GLÜCKES — AKT I - BILD II — INSZENIERUNG VON MICHEL DUNAN (*)
(Illustration de Paris)

THEATER

WIE STEHT ES MIT DEM FRANZÖSISCHEN THEATER?

Bedroht der gegenwärtige Sieg des Tonfilms die Zukunft der dramatischen Kunst ? Steht uns in kürzerer oder längerer Zeit bevor, dass a l l e Theaterräume — und nicht nur einige — in Kinosäle umgewandelt werden? Und will man die Frage genauer dahin formulieren : wird das mechanische Theater das lebendige Theater zu Grund richten ?

Es beunruhigt schon, dass diese Frage überhaupt gestellt werden kann, und dass gewisse finanzielle Schwierigkeiten zu dieser Frage beitragen. Allein man darf sie nicht beantworten, ohne genau geprüft zu haben, nicht wie weit das Theaterspielen geldlich rentiert, sondern wie es mit der dramatischen Kunst steht. Denn das Theater kann ernsthaft nur durch einen unheilbaren inneren Verfall gefährdet werden.

Als eine Kunst der Synthese verlangt das Theater zu seiner vollständigen Verwirklichung die enge Mitarbeit der bildenden Künste, die das Werk objektiv in Raum und Zeit stellen, ferner Mimik und Sprechkunst, die ihm Bewegung und tatsächliches Leben verleihen, aber schliesslich finden alle ihren Seinsgrund sowie ihre Existenzberechtigung doch nur in dem geschriebenen Werk. Auf diese Art wird der Zuschauer, wenn alle Sinne seines Wesens gleichmässig angerührt werden, der Auffüh-

(*) Clichés de A. B. C.

rung unterworfen. Zeigt das Publikum eine Abneigung gegen die dramatische Kunst, dann beweist dies nur, dass man es nicht zu nehmen verstand.

Allein wo rührt diese Abneigung her ? Vom dramatischen Werk selbst ? Von der Art, wie es interpretiert wird ? Von seiner Inszenierung ? Davon, wie man es geschäftlich ausbeutet ? Vielleicht trägt dies alles dazu bei. Denn obwohl im grossen Publikum keine ausgesprochene Theaterabneigung zu konstatieren ist, zeigt sich immerhin die Tatsache, dass man seit dem Krieg das Theater mehr und mehr als Unterhaltung neben vielen anderen Unterhaltungen wie Tanz, Kino, Radio, Grammophon, und nicht mehr als Manifestation einer Kunst empfindet.

In unserer Nachkriegszeit, in der vor allem ein materieller Gewinn von Wichtigkeit ist, stützt sich ein Theaterunternehmen in den meisten Fällen auf die kommerzielle Ausbeutung eines Stückes oder das Renommee eines Bühnenautors oder Schauspielers, oder eines der beiden zugleich. Die aktuelle Forderung geht dahin, dass für jedes aufgeführte Werk nach Möglichkeit ein Darsteller vorhanden ist, dessen Talent oder Ruf eine Art Reklame für das Unternehmen bedeutet und ihm eine bestimmte Anzahl von Aufführungen sichert. Diese Reklame kommt auch den weniger begabten Kollegen zugut. Die Zuschauer finden sich also ein, um Herrn X. oder Fräulein Y. oder beide zusammen zu sehen, wenn es sich um ein Paar Darsteller handelt, von denen keiner ohne den andern auftritt, oder sie wollen Herrn Z. in seinem Stück persönlich auftreten sehen, wenn der Star zugleich der Verfasser des Werkes ist.

Bleibt also der dramatischen Kunst ausser dem literarischen Wert noch die Kunst der Inszenierung ! Leider Gottes dringen die Prinzipien einer sonst gesunden Reklame auch in die Materie der Theaterdekorationen vor. Nicht der Bühnenmaler entwirft und schafft das Mobiliar eines Salons, die Einrichtung eines Ateliers, Rauchzimmers, Büros, Boudoirs, sondern der angestellte Dekorateur irgend eines grossen Geschäftshauses. Und dann steht der Name des Leihgebers genau so auf dem Programm wie die Namen der Schneider, Modistinnen, Schuhfabrikanten und anderer Leute, die Anteil an der Ausstattung der Darsteller haben.

JEAN LE MAUFRANC — AKT II - BILD I — INSZENIERUNG VON PITOEFF
(Photo Bertin — Illustration)

Besonders kleinere Theater üben solche Praxis der Inszenierung. In der *Comédie des Champs-Elysées* oder dem *Atelier* dagegen bilden szenische Ausstattung und Dekoration den Gegenstand aufmerksamer und geistreicher Studien, so dass man zu der Annahme kommen könnte, alles, was das Theater noch an künstlerischem Wert besitze, habe sich hierher zurückgezogen. L. Jouvet und C. Dullin, zwei Schüler von Copeau, dessen Truppe sie früher angehörten, wenden oft mit Glück eine Technik an, wie man sie seinerzeit im *Théâtre du Vieux Colombier* übte. Pitoeff inszeniert nach den gleichen Grundsätzen — vielleicht manchmal mit zu heftigem Streben nach origineller Vereinfachung — die Stücke, die er mit seiner Truppe spielt.

Als Theoretiker dieser neuen Theaterkunst, die indessen der Inszenierung eine allzugrosse Bedeutung beimisst, sodass sie beinahe aufhört, nur Hilfskraft zu sein, ist Baty anzusehen.

Trotzdem gab es kurz nach dem Krieg so etwas, wie ein « théâtre du silence », wie man es genannt hat. Das Stück « *Martine* » von Jean-Jacques Bernard setzte es geschickt in die Praxis um. Der Verfasser gründet seine Theorie auf die übrigens weise Beobachtung, dass die Menschen sich im allgemeinen ganz unliterarisch auszudrücken pflegen. Sogar in den pathetischsten Augenblicken ihres Daseins verbergen die ausgetauschten Reden hinter der banalen Apparenz ihrer schon beinahe zum Klischee gewordenen Formeln die Bewegungen eines Innenlebens, das in dem Augenblick nicht mehr ausgedrückt werden kann, wo es seine grösste Intensität erreicht — es sei denn mimisch. Bernard wollte auf diese Weise den dramatischen Dialog der Wahrheit näher bringen. Das Fehlen jeglicher Lyrik, die Wortarmut passte ausgezeichnet zu der Heldin seines Stückes, einer einfachen Bäuerin. Genau so war es mit dem kleinen Einakter « *Le Secret d'Anvers* », worin der junge dem Salon Nodiers nahestehende Dichter seine Liebe zu der Tochter des Arsenalbibliothekars nicht zu gestehen wagt und nur indirekt zu der Frau, die er liebt, spricht. Allein schon im « *Printemps des autres* » oder in « *Denise Marette* » wurde ein Postulat notwendig, um diese Werke mit der Theorie des Verfassers überein zu bringen. Da die in Frage stehenden Personen nicht mehr den Bedingungen entsprachen, die zur Anwendung der erwähnten Technik nötig sind, gehorcht der Theoretiker einfach nicht mehr den Forderungen einer Kunst, die er mit viel Talent vorbrachte.

Talent haben sie übrigens alle. Jean Giraudoux z. B. zeigt sich von bestem Raffinement, wie es sein « *Amphitrion* 38 » beweist. Jouvet, der für alle drei Akte die gleiche, die Nüchternheit bis ins Abstrakte treibende Dekoration entwarf, hat ihn glänzend verstanden. Erstmalig hat sich Giraudoux in « *Siegfried* », einem nach einem seiner Romane geschriebenen Vierakter, als Theaterdichter vorgestellt.

Im gleichen Theater und im Rahmen einer saftigen, die satirische Kraft und Komik der Stücke heraushebenden Inszenierung erlebte Jules Romains einen grossen Erfolg mit « *Knock, ou Le Triomphe de la Médecine* ». Romains ist nicht nur, wie man immer annimmt, der grosse Lustigmacher. Als Mensch von umfassender Kultur hat er jegliche Art zu Denken betrachtet.

KNOCK — AKT I — INSZENIERUNG VON LOUIS JOUVET
(Photo Henri Manuel — Illustration)

Vor dem Krieg, zu einer Zeit, wo man noch an die mögliche Entstehung einer neuen literarischen Bewegung glaubte, war Romains der Theoretiker des Unanimismus. Seine Weltanschauung stammt aus Tarde'schen Lehren über die Psychologie der Massen. Wenn sich nun auch im « *Knock* » nicht gerade jene lehrhafte Meinung wie sie in « *L'Armée dans la Ville* » zu finden war, zeigt, kommt dies letzte Werk deswegen nicht weniger aus der unanimistischen Doktrin. Ebenso der « *Diktator* », der beinahe in der *Comédie française* gespielt worden wäre.

Dagegen ist C. Vildrac, dessen « *Madame Béliard* » in der *Comédie des Champs-Elysées* gespielt wurde, und dessen « *Paquebot Tenacity* » man sehr oft aufführt, weder Metaphysiker noch Literaturakrobat. Er erscheint menschlich und voller Poesie. Die Einfachheit seiner Werke geht bis zu einer unschuldigen Naivität, die indessen das Zeichen des saubersten und aufrichtigsten Könnens ist.

Die Kunst Jean Sarments enthält eine verführerische Morbidezza. Als Schauspieler tritt

er in seinen Werken selbst auf. Von « *Le Pêcheur d'ombres* » bis zu « *Bobard* » stellen sie fast ausschliesslich die melancholische Unruhe einer gequälten Seele dar. Das charakteristischste und eindrucksvollste unter ihnen ist « *Je suis trop grand pour moi* », das auf dem Repertoir der *Comédie française* steht. Mit diesen in Ton und Charakter so verschiedenen Stücken erstarkt die Bewegung einer dramatischen Erneuerung, die mit dem Krieg beginnt. Zu den bereits genannten Autoren muss man noch H.-R. Lenormand zitieren, dessen Werke eine von den dunklen Mächten des Unbewussten getriebene Menschheit schildern, die dem grausamen Gesetz blinder Instinkte unterworfen ist.

Mit einer bezaubernd einfachen Kunst erhielt H. Duvernois einen lebhaften Erfolg. Sein Dreiakter « *La Fugue* » analysiert auf feine und tiefsinnige Weise die leidenschaftlichen Regungen des menschlichen Herzens. « *Durand bijoutier* » von Leopold Marchand ist nach der gleichen Formel geschaffen und erntete den gleichen wohlwollenden Beifall. Paul Géraldy malt die Regungen im Seelenleben Liebender; Charles Méré erfindet aus den gleichen Krisen heftige Auftritte in pathetischen Stücken, während der Dramatiker Bernstein mit « *Mélo* » eine neue Technik findet, nachdem er sich in der Tragödie mit einer « *Judith* » von mehr wissenschaftlicher als biblischer Psychologie versucht hatte.

AMPHITRYON 38 — AKT II - BILD IV - INSZENIERUNG V. CAMILLE CIPRA
(Photo Lipnitzki — Illustration de Paris)

All diese Autoren, sowie einige andere verfolgen eine schon vor dem Krieg glücklich begonnene Laufbahn und nehmen fördernden Anteil am Theaterleben, wenn sie auch nicht, wie Henry Bataille dies 1918 ankündigte, das Theater ausschliesslich beherrschen. Denn die Bühne gehört — und nicht nur ausnahmsweise — einer ganzen Generation junger Bühnenschriftsteller, die seit weniger als zehn Jahren aufgetaucht sind und die alle ein Theater, das sie aufführt, sowie ein Publikum, das sie beklatscht, gefunden haben. Sogar die *Comédie française* hat Stücke wie « *Moloch* » von Boussac de Saint-Marc, « *La Belle Marinière* » von Marcel Achard und « *Les trois Henry* » von André Lang aufgeführt, während Marcel Pagnol seit zwei Spielzeiten das Programm zweier Theater mit dem Erfolg seines « *Topaze* » und seines « *Marius* » beherrschte.

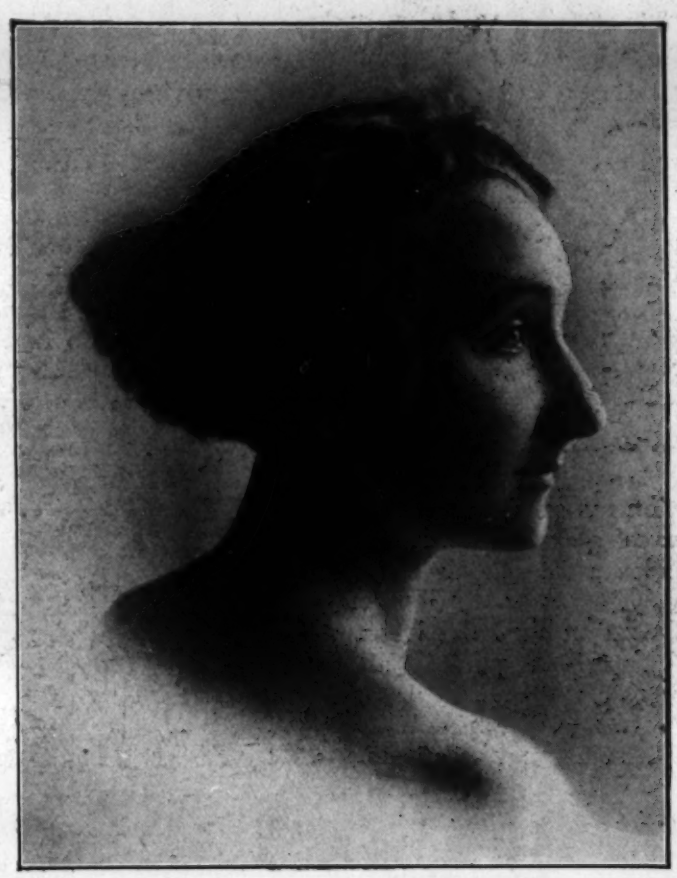
An weiteren Namen mangelt es nicht. Da sind André Birabeau, Jacques Deval, Jacques Natanson, Paul Nivoix, Bernard Zimmer, Stève Passeur. Und alle haben eine Bühne und ein Publikum zu einer Zeit ihrer schriftstellerischen Karriere, in der ihre älteren Kollegen gerade erst bei den spärlichen Aufführungen fortschrittlicher Theater hielten. Ihre oft ungleichen Arbeiten haben den Reiz und die Fehler der Jugend. Sie spiegeln die heutige Gesellschaft wider, deren Moral sie Held und Inhalt ihrer Werke entlehnen.

Dies ist das Theater der Jetztzeit. Es führt ein überschäumendes Leben und hat übergenug Material, in dem sich alle Formeln, alle Versuche vollkommen frei entfalten dürfen. Man kann weder die Autoren in Kategorien, noch die Theater in Klassen einteilen, und die wenigen Schwankungen, die wir aufgezeigt haben, und die nur die Folgen momentaner Geschäftspratiken sind, werden die Existenz der Theaterkunst nicht wesentlich gefährden können, da sie das Wesentliche, das literarische Moment nicht beeinflussen. Vielleicht entdeckt einer der jungen Autoren, wenn er sich seiner Reife nähert, einen neuen Sinn im menschlichen Dasein, vielleicht findet er, dass wir eine andere Bestimmung als die eines begrenzten Individualismus haben, und legt seine Entdeckung in einem Werk nieder, von dem man hoffen kann, dass mit ihm eine neue Aera anbricht, in der die dramatische Kunst mehr und besseres als nur der Vorwand zu banalem Schauspiel ist, und in der die Frage, ob nun Kino, Ton-, Farben- oder Klangfilm das Theater erdrückt, nicht mehr gestellt werden kann.

Louis RICHARD-MOUNET.

AU CONGRÈS DE LA DANSE A MUNICH

La danse a cessé de répondre à l'idée que l'on s'en faisait il n'y a qu'un quart de siècle. A cette époque encore nos pères et nos mères se contentaient des valses, des polkas, des mazurkas. Celles-ci et deux ou trois autres suffisaient à leur bonheur. Maintenant les temps ont changé. De tous les continents, y compris le continent noir, nous arrivent par douzaines, de nouvelles danses, avec cette musique de cannibales, dont les tintamarresques cacophonies ont le don d'électriser une partie de la jeunesse d'aujourd'hui. Les vieilles danses ont fait faillite. La mode, à tort ou à raison, s'est emparée furieusement des innovations — quelques-unes fort heureuses, il faut le reconnaître. — Des écoles se sont fondées. Les dernières inventions chorégraphiques ont envahi music-halls et scènes de théâtre. Des spécialistes des deux sexes et de toutes les couleurs sont venus qui nous ont révelé les beautés (la plupart insoupçonnées) d'un art infiniment plus complexe et plus expressif dans sa plastique qu'on n'avait pris l'habitude de le croire. Aujourd'hui deux grands courants se sont formés qui tiennent les esprits divisés comme en littérature ou en musique : l'un en faveur de l'école classique, l'autre en faveur de l'école dite moderne. A laquelle convient-il, dans l'intérêt même de l'art, de donner la préférence ? C'est à cette importante question que devait répondre récemment le grand congrès chorégraphique assemblé à Munich et à l'occasion duquel s'affrontèrent, si l'on peut dire, les plus célèbres écoles de danse. Personne n'était mieux qualifié que Mad. Claire GOLLING, *l'éminent professeur de danse et directrice du ballet au* Théâtre Municipal de Strasbourg, *pour émettre une opinion sur cette intéressante question et nous faire connaître en même temps les impressions que lui a laissées le congrès. Nous les lui avons demandées et c'est de la meilleure grâce du monde que la grande artiste a bien voulu nous les communiquer. Nous les reproduisons ici.* N. D. L. R.



MADAME CLAIRE GOLLING

///

Le congrès de la danse qui a eu lieu en juillet dernier à Munich, a certainement laissé à chacun des participants l'impression que la lutte entreprise pour la prédominance sur la scène de l'école classique ou de l'école moderne est entrée dans sa phase décisive. Les forces en présence se composaient d'une part des corps de ballet des théâtres de Hambourg, Munich, Darmstadt et Carlsruhe, d'autre part des écoles des Laban, Wigmann, Walmann, Volkmann, Gunther, etc. pour la production des danses modernes. Les deux partis ont rivalisé d'habileté, de science et d'endurance pour faire triompher leur conception artistique ; et je dois dire dès maintenant que chacun avait pour cela les meilleures raisons. Mais comme il n'y a aujourd'hui aucun théâtre qui puisse se payer le luxe de cultiver en même temps les deux écoles, il faudra donc bon gré mal gré, se résigner à abdiquer les rivalités entretenues jusqu'à ce jour et entrer dans la voie des réformes, à moins qu'on ne préfère une autre solution qui consisterait à fondre les deux tendances en une seule. D'où il résulterait naturellement que le personnel dansant des théâtres devrait s'occuper autant des danses classiques que des modernes.

A mon sens, une réforme comme celle-ci ne saurait pratiquement s'accomplir que si on renonce, une fois pour toutes, à donner aux danses modernes une importance plus grande que celle qu'elles doivent avoir. Evidemment, c'est là un sujet sur lequel on pourrait discuter à perte de vue ; mais à quoi cela servirait-il ?

J'ai pu moi-même faire la constatation que la majeure partie du public et même des artistes les plus directement intéressés à la chose, ou bien ne comprennent pas ces discussions, ou bien n'y trouvent aucune espèce d'intérêt.

Personne ne doutera un instant que le fondement même de l'art chorégraphique a toujours été et sera toujours la formation classique. Mais celle-ci ne dépendra pas uniquement de la vigueur physique et de l'habileté de l'artiste, il faudra qu'il y mette aussi dans la mesure du possible et s'il veut que sa danse soit vraiment ce qu'elle doit être, l'expression de son âme et de son caractère. Il va de soi que les danseurs ou les danseuses qui ont à cœur de remplir toutes les conditions de l'art ne sauraient prétendre se produire sur une scène après seulement deux à trois années de préparation comme cela s'est fait au congrès de Munich.

EDITH VON SCHRENCK — LA VALSE DE CHOPIN

Malgré la renommée dont jouit l'école Laban et l'influence incontestable que cette école peut avoir sur la danse, dite moderne, je ne puis me ranger à l'opinion de certains critiques qui veulent absolument voir dans les méthodes auxquelles elle recourt, un acheminement vers la perfection. Les proeédés de l'école Laban me semblent, à moi, tout à fait insuffisants pour les productions scéniques.

S'il m'est permis de résumer ici mon opinion personnelle pour ce qui concerne le ballet, je dirai que si tous les mouvements de ce corps doivent être inspirés par l'esprit, ils doivent aussi être en quelque sorte réchauffés par l'âme même des artistes. Cela ne doit pas être seulement un spectacle destiné à réjouir l'œil des spectateurs, mais une chose vivante et vécue, pas seulement un brillant étalage, mais, dans son ensemble, un corps qui pense et sait agir. Ce n'est, à mon sens, qu'en s'orientant dans cette direction que le ballet arrivera à faire vraiment œuvre d'art et à mériter la considération d'un public intelligent et averti. Un véritable ballet doit être partie intégrante d'un bon théâtre et ne pas être considéré comme un lourd mais inévitable fardeau qu'il se voit obligé (au point de vue budgétaire surtout) de traîner après soi ; mais il y aurait là trop à dire, car nous touchons ici au point délicat de toutes les entreprises théâtrales : les conditions sociales qui sont, hélas! encore loin d'être réglées.

GOLLING-SCHNEIDER

La justesse de cette conception me semble parfaitement confirmée par les danses que le ballet de l'Opéra Municipal de Berlin exécuta sous la direction de Madame Maudrik.

Cette troupe n'a pas seulement montré dans son exécution chorégraphique de « Coppélia » qu'elle était la mieux dressée et la mieux entraînée de toutes les troupes qui s'étaient présentées au congrès, mais elle y a aussi remporté le plus indéniable succès. Madame Maudrik a certainement trouvé la bonne voie pour élever le ballet à la hauteur artistique à laquelle il doit être maintenu et en tirer le meilleur parti. Et cette impression a été encore renforcée par la production du ballet de l'Opéra National de Munich dans « Mammon » et « Nussknacker » sous la direction de M. Kröller.

Pour l'exécution des danses modernes, je dois reconnaître que c'est la troupe de Grete Wollmann de Berlin qui, dans « Orphée », s'est le plus distinguée. En revanche on ne pouvait guère considérer que comme « un essai » les productions, incomplètes en soi, de la troupe de Marg. Wigmann dans le « Totenmahl ». Pourrait-on vraiment appeler danse les gestes et les contorsions auxquels on s'abandonnait au bruit d'une musique qui ressemblait plutôt à un charivari infernal qu'à une musique de danse ? Il est vrai que les danseuses ne se livraient qu'à une pantomime qui, grâce aux masques qu'elles se mettaient devant le visage, ne laissait pas d'être un peu impressionnante.

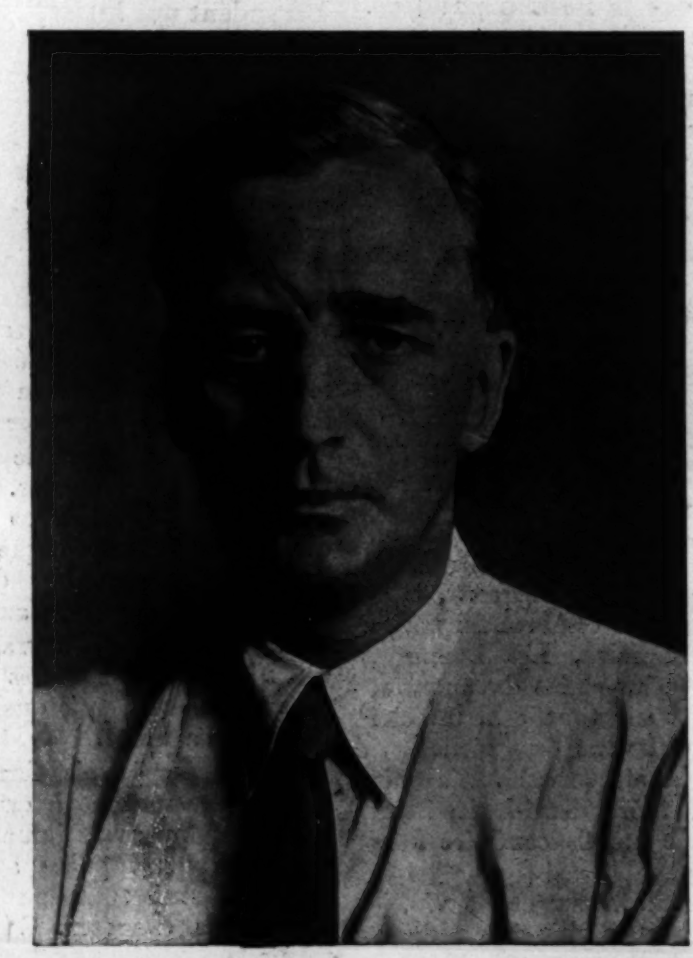
EDITH VON SCHRENCK — SIBELIUS : ELÉGIE

NOUVELLE

«CE N'ÉTAIT RIEN»

HERMANN KESSER, *compte parmi les meilleurs prosateurs de l'Allemagne contemporaine. Son œuvre, extrêmement variée, comporte des drames dont quelques-uns ont eu un succès retentissant:* « Summa Summarum »; *des romans, dont le dernier* « Musique dans la Pension » 1928, *le classe au nombre des plus fins observateurs de la société de son temps, et surtout des nouvelles:* «Sœur Henriette» *d'imminente publication en français,* « Sous-off' Hartmann », *qui marquent une des plus curieuses et importantes évolutions dans l'art d'écrire la nouvelle. Nous nommerons encore son magnifique poème* « Le Fouet » *qui lui valut les éloges de toute la critique et ne contribua pas peu à rendre son nom populaire. L'élévation et la sincérité de la pensée, la largeur des vues, la noblesse des sentiments que guide et domine la plus haute et la plus juste conception de l'homme moderne et de son œuvre, telles sont les principales qualités de cet écrivain, doublé d'un grand Européen. A l'occasion du cinquantième anniversaire de sa naissance, l'Allemagne entière et une bonne partie de la presse européenne ont tenu à le féliciter et à lui apporter sous les formes les plus diverses leur hommage et l'expression de leur sympathique admiration. La* Revue Rhénane, *qui a été la première à signaler l'œuvre de l'écrivain à ses lecteurs, se devait aussi de s'associer à cette imposante manifestation pour l'homme qui, même aux heures les plus difficiles, n'oublia jamais qu'il appartient au grand parti de l'Humanité.*

Sa parole mérite d'être écoutée. Son œuvre mérite d'être lue en France. Puissent les hommes éminents qui ont entrepris de l'y faire mieux connaître voir leurs efforts couronnés de succès. Nous serions les premiers à nous en féliciter. Nos lecteurs trouveront plus bas la traduction autorisée par l'auteur de la petite nouvelle-monologue : « Ce n'était rien », *que nous sommes heureux de pouvoir leur offrir.* **J. D.**



HERMANN KESSER, DONT TOUTE L'ALLEMAGNE VIENT DE CÉLÉBRER LE 50e ANNIVERSAIRE

Un voyageur raconte... Laissez brûler la veilleuse. Restez couché. Vous ne pouvez plus rien pour moi maintenant! Je n'ai plus qu'à me raisonner et ces quelques égratignures cesseront d'elles-mêmes de saigner. Je suis un vieux médecin... c'est-à-dire il y a des années que je n'exerce plus... je n'en ai plus besoin.

Je vais m'allonger... Là, comme ça, je me sens déjà mieux.

Je préfère que le rideau soit levé... chacune des lumières qui file là dehors accentue le mieux... parce qu'elle m'indique que cette idiote de ville s'éloigne de moi de plus en plus.

Ah! quelle ville! si vous saviez... j'en connais chaque pavé. Quand je pense que j'aurais pu m'arrêter partout ailleurs, hormis dans ce trou morne et assommant de la frontière. Et il m'a fallu y rester cinq heures d'affilée, cinq mortelles heures parce qu'une stupide roue de wagon s'était échauffée.

Vous me demandez si j'ai été victime d'un accident ? — Accident d'auto ? — Collision ?

Non, rien de tout cela.

J'ai fait une chute, voilà. C'est évidemment un accident ; mais sans conséquence ; et de là, ces quelques gouttes de sang au front et à l'oreille. J'ai heurté de la tête contre le sol.

Mais cette chute sur un terrain tout uni n'a été qu'un aboutissant, si vous voulez, un dénouement à effet,

En réalité, mon aventure a eu pour cause une émotion...

Tenez, si vous voulez m'écouter, je commencerai par le commencement, cela vaudra beaucoup mieux. Et puis cela me fait du bien de parler couché, tout en vous sachant étendu dans la couchette, au-dessus de la mienne.

Comme vous savez, il arrive à tout le monde de ces choses dont on n'aime pas à parler; ce qui ne veut pas du tout dire qu'on soit un coquin.

Il est bon qu'avec le temps certains souvenirs perdent de leur acuité et de leur pouvoir sur nous... jusqu'au moment où quelque événement fâcheux vienne rendre à ce passé refroidi une température insupportablement élevée.

Vous comprendrez sans doute ce que je ressens à cette heure. J'ai besoin de parler, ne serait-ce que pour faire baisser un peu cette température. Et je parle en quelque sorte anonymement. Je ne peux pas vous voir, mais je sais que je ne suis pas seul.

Ecoutez-moi, vous aussi, en auditeur anonyme. Inutile de nous présenter l'un à l'autre. Nous quitterons tous deux le train sans nous connaître. Vous y consentez bien ? Parfait ! Alors je commence mon histoire.

Le train bat la mesure; il va de plus en plus vite... nous avons passé la frontière. Mon calme augmentera en proportion de la vitesse du train...

J'aurais du rester à la gare; là fut de ma part l'erreur initiale...

Je n'éprouve aucune honte à vous le dire tout de suite : j'avais peur de cette ville où je n'avais plus mis les pieds depuis douze ans. Et c'est en manière de protestation contre ma propre peur que je hélai le premier taxi venu sur la Place de la Gare et que j'y montai.

Une ville endormie, qui n'avait pas progressé d'un pas. Croiriez-vous que mon auto était la seule voiture, en plein jour, entre cinq et six !

Les rues, les places, les jardins, les arbres..., cristallisés. Les maisons, les églises, les célèbres fontaines et les ponts... des pierres tombales. Les hommes, perdus dans les rues. Les magasins et les devantures, figés comme dans la glace. Et sur tout cela un ciel gris, un vrai ciel de plomb, qui vous écrasait...

Une invincible torpeur m'avait envahi. J'aurais dû m'en retourner dès la première demi-heure ! Au lieu de revenir sur mes pas, je me fis conduire hors ville, le long du grand fleuve.

Je n'y trouvai pas plus de fraîcheur et de vie.

Le fleuve semblait s'être tout à fait immobilisé.

J'eus la tentation de sauter de voiture et de plonger ma main dans l'eau. Je ne le fis pas de crainte d'attirer encore davantage l'attention sur moi.

Je dois vous dire que les promeneurs que je croisais s'arrêtaient et me suivaient du regard. Pas un qui ne ralentît son pas pour me dévisager ou me regarder en dessous. Et tous me produisaient l'effet d'un point d'interrogation menaçant. Les enfants même me regardaient en écarquillant les yeux. Une petite fille lança contre la voiture un caillou qui me frôla la tempe.

J'en avais assez.

J'ordonnai au chauffeur de s'en retourner et lui demandai l'adresse d'un restaurant.

Il me dit un nom de résonance plutôt italienne, qui m'était inconnu.., et repartit à toute vitesse vers la ville.

J'avais fermé les yeux pour ne plus rien voir.

Lorsque je les rouvris je me trouvai devant un établissement où j'avais été plus de cent fois autrefois avec un mien ami, mort depuis, et sa femme.

Il avait été restauré et débaptisé.

J'entrai par bravade.

C'était bien le même local, la même salle ronde sans niches, mais de couleur différente.

La ville entière semblait s'être retirée dans cette salle; toutes les tables en étaient occupées.

Mais notre ancienne table, celle à laquelle nous nous asseyions habituellement, était vide !

C'était bien aussi la même table, mais elle avait été modernisée par une couche de vernis rouge.

Je serrai les dents et m'y assis.

Silence tout autour.

Pendant une heure j'avalai une file de plats italiens, qu'on servait maintenant, contrairement à ce qui avait lieu autrefois, comme autant de spécialités. Et j'ingurgitai sans arrêt de pleins verres d'un vin mousseux d'un rouge foncé.

Mais laissez-moi vous dire tout de suite une chose qui a son importance : c'était à cette même place qu'en 1915 j'avais dû solennellement promettre à mon ami, le pharmacien, « *de lui sauver la vie* ».

Je n'étais alors qu'un modeste médecin, un misérable interne comme tant d'autres, attaché à une petite maison de santé pour petits bourgeois, dans le faubourg, près de la forêt. Je n'avais même pas les moyens de m'établir pour exercer.

J'avais alors plus de quarante ans; lui comptait une trentaine d'années. Il lui fallait un certificat, « un certificat probant » pour échapper à la guerre, disait-il. A cette époque on appelait aussi sous les drapeaux les hommes de sa classe qui habitaient la ville étrangère de l'autre côté de la frontière.

Sa santé laissait vraiment beaucoup à désirer. Chez lui le cœur et les poumons ne fonctionnaient plus très bien depuis quelques années. Mais il y avait aussi de sa faute.

Néanmoins j'étais fermement décidé à lui venir en aide — surtout à cause de sa femme qui, il est vrai, ne m'en avait jamais parlé, parce qu'en général elle ne causait guère avec moi !... Malgré tout je m'étais promis tout de suite de m'en tenir à la vérité, de ne pas exagérer. Cela, je me le devais à moi-même.

Le fait que nous travaillions ensemble à une grande découverte chimique s'était aussi ébruité, et on aurait pu m'accuser d'obéir à des mobiles personnels.

Je vous ai déjà dit que si sa santé était mauvaise, c'était uniquement de sa faute à lui. Comme homme il n'était pas ce qu'on appelle correct. Il était à tous égards dépensier et superficiel. Moi, par contre, j'ai toujours pratiqué l'économie et la pratique encore.

Ses nuits se passaient à boire et à jouer aux cartes. Et, quand sa femme était de la partie, il prenait plaisir à s'en faire admirer... béatement.

Il ne tenait même pas à son métier. Il me l'a dit une fois.

S'il était devenu pharmacien, c'était uniquement parce qu'il avait été incapable de finir ses études secondaires. Plus tard il avait obtenu, par supercherie, son titre de docteur en botanique. Est-ce là, dites-moi, le fait d'un homme consciencieux ?

Non, n'est-ce pas ? Il n'avait même rien du chercheur sérieux et intelligent malgré ses boucles conquérantes, ses yeux étincelants et son nom à fière allure : Delareine.

C'était même un être immoral. Il se délectait aux choses inconvenantes. Il éprouvait une maligne joie à voir se faufiler timidement dans sa pharmacie des femmes enceintes, à les voir attendre avec gêne que le dernier client ait disparu et à les entendre ensuite lui exposer péniblement l'objet de leur visite.

Il s'amusait à prolonger les angoisses de ces pauvres créatures et à les torturer par ses questions.

Il n'était capable que de semblables actes de muflerie.

Et il buvait, il buvait sans arrêt.

Son plus grand ennemi, c'était lui-même, mais pas moi. Mon appréciation était assez éloquente par elle-même. Le certificat ne servit à rien.

J'avais bien exposé mon point de vue médical en toute impartialité.

Malgré cela on le reconnut bon pour le service.

Avant ce départ ce furent naturellement des banquets d'adieu copieusement arrosés de champagne et des discours à n'en plus finir...

Là-bas ce fut encore la noce, la noce crapuleuse, pour noyer le « tragique chagrin », et c'est cela et pas autre chose, qui fit que dès le quatrième jour de son arrivée à Stuttgart il tomba raide mort au milieu de la cour de la caserne.

Qu'y puis-je ? je vous le demande. Sais-je, moi, ce qu'il y a dans le cœur d'un autre ?...

Plaît-il ? Vous parliez ? — Non. Que vous dirais-je encore ? Les cardiaques sont très nombreux et il n'est pas en mon pouvoir de remplacer un cœur usé par un neuf.

Tous ces souvenirs avaient beau m'assaillir, je les repoussais sans peine et pas un instant ils ne troublèrent mon appétit à la table rouge. Je crois même avoir bu et mangé comme cela ne m'était encore jamais arrivé. J'avalai ma dernière bouchée avec autant de plaisir que la première.

Et quand on me présenta l'addition, elle était si élevée que je dus entamer un billet de cent marks.

L'hôtelier, une espèce de bonhomme apathique aux yeux glauques et méfiants, s'avança vers moi et me dit de lui montrer mes papiers : « Il circule tant de fausse monnaie », crut-il devoir ajouter.

Je lui tendis mon passeport.

« Je préférerais un témoin de notre ville ».

Je me lève et sans mot dire je vais à la cabine téléphonique.

Il n'en revient pas de voir que je sais où se trouve la cabine et se poste devant la porte.

Je demande de mémoire le numéro d'un aliéniste de la ville avec qui j'avais été autrefois en rapports pour les besoins du métier. A l'appel je réponds par mon nom et l'énumération de tous mes titres. La voix morne d'une domestique me répond : « Ici, c'est la pension Delareine ! »

Je raccroche le récepteur. J'avais, je ne sais comment, donné le numéro de l'appartement de mon ami, dont la femme avait, après sa mort, transformé les cinq chambres en une petite pension.

Devant la cabine l'hôtelier et le garçon attendent. Je leur crie : « Personne ne répond ». Aussitôt l'un d'eux s'en va quérir un agent de police. Celui-ci copie presque tout mon passeport et finit par déclarer qu'il est en ordre. On se décide alors à accepter mon argent. Je sors sous les regards haineux du personnel et de tous les clients. Et la certitude se fait peu à peu dans mon esprit qu'Erna, la femme de mon ami, sait à l'heure qu'il est que je suis ici.

Où aller ? Il me reste encore trois heures à tuer.

Dehors, la chaleur torride de juillet, le pavé brûlant !

Il ne fera pas nuit avant neuf heures et demie.

Que faire ? Je suis fatigué et me sens pris de vertige. Il me semble que j'ai du plomb dans les jambes. Je marche à tout petits pas.

Il était huit heures il y a un moment. On dirait que les aiguilles des horloges sont toutes arrêtées. Voilà trois rues que je parcours depuis un temps affreusement long et les horloges continuent à marquer huit heures !

J'aperçois de nouveau de louches individus qui frôlent les murs en me fixant... Je leur tiendrai tête. Pour les intimider je les regarde l'un après l'autre, bien en face.

Et en effet — ils prennent peur et continuent leur route.

Mais où aller ?

Dans un hôtel ?

Impossible !

C'est aux hôtels qu'Erna s'adressera certainement tout d'abord.

Mais va-t-elle vraiment me donner la chasse parce qu'elle vient d'apprendre que je suis revenu dans cette ville après une absence de douze ans ! Cela me surprendrait beaucoup de sa part. Elle n'avait pas l'habitude de protester.

Si encore elle avait intenté un procès contre moi !

Mais un pareil procès aurait eu pour résultat de démontrer qu'en fin de compte c'était moi qui avais réussi par mes seuls moyens à trouver la formule des fameux produits et que la part de son cher Benno dans cette découverte pouvait être ramenée à zéro.

L'important en ceci c'est la force morale que l'on peut mettre au service d'une « idée ».

Une idée ! mais le premier vaurien venu peut en avoir une ! Nos entretiens roulaient naturellement si souvent sur notre invention qu'il eût été fort difficile de dire à qui de nous deux revenait le mérite d'en avoir jeté les premiers fondements...

Découvrir, pour fortifier les nerfs, un remède qui possède en même temps une haute valeur nutritive... cela demande de la réflexion !

Je dois vous dire d'ailleurs en passant que l'idée de mettre le médicament dans une forme en biscuit, c'est moi qui l'ai eue et bien après la mort de Benno. Ce qui fait le grand succès d'un produit, c'est la forme sous laquelle il est présenté. Le fait est incontestable.

Je serais volontiers venu en aide à Erna.

Mais c'est son attitude qui m'en a empêché. Pouvais-je l'obliger à accepter de l'argent ?

Elle n'aurait vu dans cette offre qu'une preuve de ma culpabilité.

Le coupable, ce n'était pas moi, c'était Benno.

Benno n'était pas honnête. Il ne l'a jamais été.

Son temps et le laboratoire appartenaient en réalité au propriétaire de la pharmacie et non à lui qui n'était en somme qu'un élève en pharmacie.

Moi, je ne travaillais à cette découverte qu'à mes heures de loisir. C'est moi qui fournissais le papier dont j'avais besoin pour mes calculs. Ce n'était pas moi qui touchais un traitement malhonnêtement gagné.

Et n'allez pas croire surtout qu'il se soit jamais éreinté à travailler à notre grande invention. Un homme comme lui !

Un homme dont la suprême ambition était de faire construire au milieu de la salle à manger du château qu'il rêvait de posséder, un seau à champagne de la grandeur d'un tonneau !

Un expérimentateur qui interrompt son travail scientifique par caprice pour s'adonner pendant des semaines à la fabrication des parfums.

Les parfums ! C'était bien là sa spécialité. Quelque chose pour les femmes ! Je préfère ne pas vous dire quelles sortes d'odeurs il avait inventées. Ah ! ce n'était pas d'honnêtes essences de fleurs qu'il s'occupait, allez ! C'étaient de toutes autres odeurs et de tout autres effets. Mieux vaut n'en rien dire.

Je me contenterai de noter en passant qu'il m'assommait de questions sur les sécrétions de certaines glandes et qu'il voulait que je me lance dans des travaux d'analyse qui me répugnaient profondément.

Et savez-vous comment il qualifiait le résultat de ses recherches ?

« Beauté des Odeurs de l'Amour ».

Mais Erna aussi en était ravie.

Lorsqu'il s'agissait de jeter l'inquiétude dans mon âme, il avait vraiment des traits de génie !

Un exemple. Peu de temps avant son appel au service il se refuse subitement à me communiquer les derniers résultats de ses expériences, il met la main sur son carnet noir de notes, comme pour en protéger le contenu et me dit d'un ton perfidement narquois : « Patience, mon cher ».

Aussitôt, le soupçon me vient qu'il était entré pour son compte en pourparlers secrets avec une société par actions.

Naturellement sa femme n'a jamais vu ses agissements sous leur vrai jour.

Et surtout elle était loin de se douter que c'était seulement par égards pour elle que je supportais tant de choses de la part de cet homme sans foi ni loi, jusqu'au moment où la catastrophe se produisit d'elle-même. Certes je n'ai rien fait pour amener ce dénouement tragique.

Je ne donne point d'entorse à la vérité, croyez-le bien.

S'il en eût été autrement, l'idée ne me serait pas venue dans la rue, à huit heures du soir, d'aller trouver Erna pour m'expliquer en toute franchise avec elle. A mon sens, cette résolution devrait être une garantie suffisante de l'honnêteté de ma conduite.

Il est vrai que je ne pus mettre tout de suite mon projet à exécution.

Je n'avais plus un fil de sec sur moi et je crois bien que moi-même je ne me serais plus reconnu dans une glace.

Comment me retrouvai-je peu après dans le cinéma de la petite rue latérale, c'est ce que je me demande encore.

Il m'était devenu insupportable de continuer à me promener ainsi avec mes pensées à travers les rues; et il était encore beaucoup trop tôt pour venir m'installer dans notre confortable sleeping.

J'ai vaguement l'idée d'être entré dans ce cinéma sur l'invitation d'un distributeur d'annonces.

J'éprouvais le besoin de me sentir seul avec moi-même dans l'obscurité et j'espérais aussi y trouver un peu de fraîcheur. C'est très probablement à ce double mobile que je cédai.

Je m'assis dans une loge au fond de la salle. Je tombais de fatigue. La salle était presque déserte. Il y faisait plus chaud encore que dehors.

Au-dessus de ma tête la machine faisait entendre un ronflement semblable à un monotone roulement de tambour.

Il n'y avait pas de musique, le pianiste étant, paraît-il, malade.

Me voilà donc assis, couvert de sueur, dans une atmosphère sombre et suffocante; bien loin devant moi, passent sur un fond clair des images scintillantes, incompréhensibles.

Une nouvelle peur m'étreint, soudain : la caissière du cinéma ! Derrière le guichet de la caisse, cette voix ne ressemblait-elle pas à celle d'Erna ?

La caissière n'était-elle pas petite comme Erna ?

Je m'affaisse anéanti... je me redresse vivement, je regarde autour de moi.

Personne derrière moi. Mais la salle est pleine d'une foule ondoyante. L'appareil m'assourdit comme le bruit de cent tambours...

D'un minuscule cercle lumineux sur l'écran, je vois soudain surgir la jeune silhouette d'Erna dont la bouche lance un sonore éclat de rire. Benno rit lui aussi, à côté d'elle. Tous deux se moquent de moi.

Erna porte pour la première fois sa nouvelle coiffure courte.

Benno a perdu sa petite moustache, moi ma barbe. Les deux époux sont jolis; tandis que moi je suis devenu plus laid que jamais : je me fais l'effet d'une espèce de singe tondu.

Benno le savait bien d'avance et c'est pour cela qu'il m'a conseillé de me faire couper la barbe...

L'image pâlit, elle se transforme en un rayonnant vignoble au bord du fleuve.

Les arbres d'automne apparaissent lumineux et blonds.

Le soleil est doux et blond.

Erna est blonde.

Je suis avec Erna et nous attendons Benno.

Je veux dire à Erna qu'elle doit voir en moi un ami.

Mais elle est bien trop belle.

Je ne peux pas parler.

Elle croise les jambes.

Au-dessus du bas noir j'aperçois un blanc ruban de la chair.

J'en éprouve au cœur une agréable piqûre.

Je tombe presque de ma chaise.

Son bras nu me brûle les yeux.

Je le touche discrètement de mon petit doigt tremblant.

Elle n'y prend pas garde, elle attend Benno.

J'ai une envie folle de l'embrasser dans le creux du coude.

C'est une fureur subite qui s'empare de moi.

Soudain son regard rencontre le mien, elle retire son bras et se secoue. Elle me toise froidement comme on regarde un homme qui ne vous est rien. Elle se lève d'un bond, s'éloigne en courant et me laisse seul...

Je suis avec Benno.

Il est ivre.

Il tapote avec ostentation et forfanterie sur son calepin noir, refuse de me le donner et me traîne de guinguette en guinguette.

Je lui escamote son calepin, à la maison j'écris, j'écris jusqu'à l'aube et, le matin, alors qu'il dort encore, je replace le carnet dans la poche de sa veste...

Benno est mort...

Une salle avec de longues rangées de lits.

Des folles sont accroupies sur des coussins ou se roulent sous leurs couvertures.

UNE PETITE VILLE ALLEMANDE

Erna est couchée toute raide et ligotée comme une momie.

Elle me fixe de ses yeux hagards.

Sa bouche s'ouvre. Elle me crie : « Assassin ! Filou ! » Je vacille. Le médecin sourit : « Ça passera vite », dit-il.

Mais les mots « Assassin ! Filou ! » se mettent à danser sur la toile une folle sarabande, ils volent à travers la salle, par dessus les rangées de fauteuils, dans ma direction.

Des essaims de mots ailés se précipitent sur moi, voltigent autour de moi, s'abattent en pluie sur moi et me suffoquent.

Les gens du parterre se lèvent et se tournent de mon côté. Ils s'imaginent que cela entre dans le jeu, qu'on joue au tribunal.

Je perds haleine.

Dans ma gorge, un nœud...

Je sens tout à coup que je tombe, je tombe, — je tombe...

Quand je reviens à moi je me trouve sur un lit de repos du poste de secours.

Mon premier mouvement fut de regarder l'heure : il était onze heures !

Il y avait donc une heure qu'on m'avait apporté là, sans connaissance.

Sans doute j'avais été victime d'une insolation.

On me demande mon adresse.

Je dis : « Le sleeping du train de 11 heures 45 ».

Puis je m'en allai.

Mais avant de monter dans le train je téléphonai encore — et cette fois-ci avec intention —, à la pension Delareine.

Je dis mon nom, très haut, et demandai si Madame Dr. Delareine était là.

La même voix morne de la domestique me répondit : « Mais, Madame Delareine est morte ! il y a juste un an aujourd'hui ! »

Maintenant, vous savez tout — ce que j'ai eu n'est qu'une simple congestion, — hyperanémie du cerveau. Le diagnostic de l'insolation était faux. Que m'importe du reste...

Le train roule...

Mon tombeau ne portera pas l'épitaphe d'«assassin»! ni de « filou. »

Benno est mort. Sa femme est morte. La ville de plomb est loin.

Et moi, je roule et je vis !

D'ici dix heures, je serai dans ma villa. Mon auto m'attendra à la gare. Mes enfants m'attendent. Ma femme sera là, une belle femme, et une femme qui n'a rien d'insignifiant, vous pouvez m'en croire.

Je suis président d'une société de commerce de réputation mondiale. Partout, de florissantes fabriques de produits chimiques.

L'anniversaire de ma soixantaine a été une fête pour la science, le commerce et l'industrie.

Je suis un homme absolument inattaquable et si vous me demandez encore ce que signifie toute cette histoire, je ne pourrai que vous répondre encore par ces trois mots : « Ce n'était rien ! »

Hermann KESSER.

Traduit de l'allemand par *Cécile KNOERTZER.*

LIVRES NOUVEAUX

ALBERT LONDRES: « DER EWIGE JUDE HAT SEIN ZIEL ERREICHT » (*)

Nicht um jüdische Literatur handelt es sich hier : wir wissen ja, dass sie mit I. Zangwill u. a. zu Leben erwachte und seit den Aufführungen der hebräischen Truppe spukt der Dibbouk noch in allen Seelen herum. Auch haben wir es hier nicht mit Literatur über die Juden zu tun ; auf diesem Gebiete werden wohl die Gebrüder Tharaud doch unerreichbar bleiben. Nein, was wir hier vor uns haben — ist ein meisterhaftes Reportage über die Juden ! Der bekannte Schriftsteller und Reporter, der Verfasser von « Terre d'Ebène » und « Der Weg nach Buenos-Aires » hat sich mit seiner Füllfeder und seinem Notizblock aufgemacht und ist zu den Juden gegangen. Nicht zu unseren occidentalischen Juden, deren Herz dem Mammon frönt, deren Geist durch die Grossen dieser Welt beeinflusst wird, die sauber, wohlgenährt und elegant gekleidet in unseren Hauptstädten lustwandeln. In das richtige Judennest hat er sich begeben, da wo sie zu tausenden zusammenhocken, gottgefällig im schrecklichsten Elend und im grössten Schmutz leben, Kinder zeugen, Hering und Zwiebeln essen und geschäftig um tausend kleine und kleinste Geschäfte in ihren abgeschabten Leviten und mit ihren Drehlöckchen in winkligen Gassen wie schwarze Raben umherirren. Denn es gibt in Europa einen richtigen Judenkessel, in dem Juden schaarenweise leben und schaarenweise zeugen : es ist das galizische Eck, das politisch teils zu Russland, teils zu Polen, teils zu Ungarn, teils noch zu Rumänien und teils zur Tchekoslovakei gehört. Dorthin sind die Juden vor den Pogromen geflüchtet, dort leben sie ängstlich zusammengekauert, leben von nichts, beschäftigen sich tagaus tagein mit dem Ankaufen und Verkaufen von kleinsten verbrauchten Gegenständen, leben und kleiden sich, wie vor 2000 Jahren, dukken sich — und fürchten Gott. Nicht bloss eine Rasse sind sie da, nicht bloss eine Religion, aber ein Ueberbleibsel ältesten Semitismus und ein Beweis von Fanatismus, der allem Weltlichen und Zeitlichen spottet.

Dass ein Westeuropäer, trotz der tiefen Ehrfurcht, die ihm ein solches Volk einflösst, die Komik mancher Situation heraus empfindet, mag uns nicht verwundern : denken wir nur an die von Londres beschriebene Rabbischule, wo die jungen Rabbis dutzendweise fabriziert werden und wo von allen Ecken der Welt zukünftige Schwiegerväter hinzueilen, um sich dort einen ehrenvollen Schwiegersohn auszusuchen, den man zwar ernähren muss, der aber der Familie, in die er einkehrt, Gottesgnaden vermittelt. Oder an die köstliche Beschreibung der Hausuntersuchung durch den Steuerbeamten und der unglaublichen Lügen und Schliffe, die die Juden anwenden, um mit der Autorität um zehn Pfennig zu feilschen — so können wir ein Lächeln nicht unterdrücken.

Andererseits aber verstehen wir auch ein bisschen die osteuropäischen Völker, die diese armseligsten Geschöpfe, die wie Ameisen über ihren Geländen wimmeln, wie eine Art Ungeziefer empfinden, wie ein retardierendes, weltfremdes, krebsartiges Element — (was natürlich die bestialische Grausamkeit der Pogrome oder die Dummheit einer Massregel wie des Numerus Clausus, keineswegs auch nur von ferne entschuldigen kann — !)

Was wir aber schwerer verstehen, obgleich wir voller Bewunderung sind, ist, dass seit hunderten von Jahren Tausende von Kreaturen so weltfremd und erbärmlich dahinleben, sich dahinleben lassen, ja so leben wollen und dabei, trotz Niedermetzelungen, Gestank, Not und Hunger glücklich — gewiss : glücklich sind !

Denn wären sie es nicht, so müsste Palestina jetzt von jüdischen Kolonisten übervölkert sein

(*) Editions Albin Michel.

— hat doch die Lex Balfour den Juden endlich ein eigenes Land, sogar das gelobte Land gegeben und was noch mehr gilt, die Menschenwürde, das Recht Juden zu sein, ohne zugleich noch Franzose oder Holländer oder Pole zu sein, das Recht gehobenen Hauptes zu wandeln und ein Volk zu werden. — Die Juden aber, die Tel Aviv wie mit Wunderkräften erbaut, die jetzt den Arabern mit Mut, sogar mit Kühnheit widerstehen, das sind schon assimilierte Juden, Juden, die seit Jahrhunderten ihre Drehlöckchen abgeschnitten und dem Geruch der Heringe und Zwiebeln abgesagt hatten. Für die polnischen Juden aber gilt der Zionismus als eine Gotteslästerung: ihre Haarstoppeln endlich, nach Jahrtausenden sauber rasieren zu lassen, hiesse die grösste Sünde begehen gegen die mosaïschen Gesetze — nur den Talmud kennen sie, in dem sie unaufhörlich mit fettigen Fingern blättern — und sie warten auf die nächsten Pogrome und auf den Messias!

Der ewige Jude, der jetzt noch auf, ab, durch die galizischen Schneefelder schreitet, einem Ziele zu, das er selber nicht kennt, will ewig weiter wandern, sein ewig unruhiges Herz und seine brennenden Sohlen Gott und Moses zu Gefallen sich bewahren. Nur wenige dieser ewigen Juden haben erkannt, dass sie nun ihren Wanderstab endlich beiseite legen können, dass ein neues edles Ziel erreicht sei und dass Gott vielleicht mehr Gefallen an ihrer Tüchtigkeit haben könne, als an ihrer Jahrhunderte alten Verknöcherung und Verkrüppelung.

Nun habe ich aber vor lauter Interesse am Buch, das Buch beinahe nacherzählt und Albert Londres kaum zu Worte kommen lassen — dies gereiche ihm aber zur Ehre, denn sein Buch ist spannend, köstlich — ein Kunstwerk! Man lässt es ungern aus der Hand und bedauert beinahe, dass der ewige Jude angekommen sei, so interessant war es, ihm mit einem solchen Reporter in seinen Wanderungen zu folgen. Londres brauche ich wohl nicht mit langen Reden zu loben: man lese sein Buch und Israël wird lebendig vor unseren staunenden Augen erstehen.

ANDRÉ LEVINSON: « AMERIKANISCHE PORTRAITS » (*)

Was Herr Levinson tut, das ist wohlgetan. Wenn er eine Arbeit unternimmt, so kann man sicher sein, dass etwas Gutes dabei heraus kommt; auf Gewissenhaftigkeit, Verständnis, Intelligenz kann man immer bei ihm zählen. Dabei hat er eine sehr feine Art, uns unwissenden und etwas selbstgefälligen Stammeuropäern, kleine Lektionen zu geben. Denn er, Herr Levinson, hat weite und feste Kenntnisse und einen neugierigen, wissenshungrigen Geist: so hat er uns schon manche wenig erforschte Gebiete eröffnet, uns ost- oder südeuropäische Kultur vertrauter gemacht. Ein Problem aber interessiert ihn ganz besonders; er ist der Historiker des Tanzes. Ein fruchtbares und kaum bebautes Gebiet; Herr Levinson kennt die Geschichte des russischen Tanzes, des spanischen Tanzes; er hat uns den modernen Tanz philosophisch, historisch erklärt; das romantische Ballet hat er uns wissenschaftlich vorgeführt; Bakst hat er verewigt, Paul Valery als Philosoph des Tanzes erläutert. Sogar in Deutschland erscheint ein Buch von ihm: «Meister des Ballets»; so dürfte es kaum noch nötig sein, Levinson unseren deutschen Lesern vorzustellen; umso weniger, als dieser vielbelesene Schriftsteller einer der besten Kenner deutscher Literatur in Frankreich ist. —

Heute offenbart er sich uns noch als ein vorzüglicher Kenner des amerikanischen Schrifttums; ja es gibt wohl keine Studie der transozeanischen Literatur die seinen « amerikanischen Porträts » könnte an die Seite gestellt werden. Diese Arbeit setzt eine grosse Belesenheit und einen feinen historischen Sinn voraus, die man nur wenigen Verfassern mit gleicher Sicherheit zumuten könnte. Denn eine solche Porträtgalerie erfordert das richtige Verständnis dafür, welche von den zahllosen heutigen Schriftstellern Amerikas es verdienen, ihre Zeit zu überdauern, welche den Stempel echt ameri-

(*) Editions Victor Attinger — Collection Occident.

kanischer Mentalität tragen, welche uns Europäern etwas geben können. Mit viel Scharfblick durchschaut Levinson den Humor eines John Erskine oder Upton Sinclairs Propagandistengeist, Sinclair Lewis plastische Begabung. —

Was lehrt uns dies Buch eigentlich über die amerikanische Literatur ? Dass es dort drüben ein grosses, geschäftiges aber noch sehr unreifes Volk gibt, das anfängt, über sich selbst nachzudenken, sich selbst darzustellen, mit seinen Schatten- und Lichtseiten, das sich allmählich eine eigene Literatur erschafft in einer eigenen, sich vom Englischen langsam abtrennenden Sprache, das sich gerne literarisch, geistig dem allgemeinen Menschentum und dem Weltganzen eingliedern möchte, das zwar noch einen weiten Weg zurückzulegen hat, aber tatenfroh und unternehmungslustig ist. Herr A. Levinson hat uns Europäern durch dieses Buch in grossem Masse zum Verständnis amerikanischen Geistes und amerikanischer Kultur verholfen.

///

EUGENE CURET : « PEYROLLES UNTER DER 3. REPUBLIK » (*)

Seitdem der Verlag « Horizons de France » sich das Wiederbeleben der französischen Provinz zur Aufgabe gestellt hat, sprudelt es aus allen Ecken und Enden hervor. Junge Talente werden wach, Landschaften tauchen aus dem Vergessensein hervor, verlorene Städtchen erzählen ihre Geschichte ; bald duften die blühenden Obstbäume der Normandie auf, bald schwellen die elsässischen Trauben in der Sonne, oder der spärliche Schatten der graugrünen Olivenbäume der Provence steht unbewegt auf verdorrter Erde ; der dickköpfige Auvergnat schaut einen Augenblick von seiner harten Arbeit auf und führt zum Grusse zwei Finger an den breitkrempigen Hut ; der barsche Vogesler ruft uns ein witzig-ernstes Sprüchlein zu, oder die provenzalischen Liebespaare wechseln Lachen und Küsse unter offenem leuchtendem Himmel geradeso wie zurzeiten Pans. Wirklich dieser provenzalische Menschenschlag ist von ganz besonderer Art und das Leben in diesen uralten sonndurchleuchteten Städchen hat einen ganz eigenen Charakter. So erzählt uns der alte Pfarrer von Peyrolles, indem er den schönen Rotwein gegen die Sonne hält, in dem es wie Rubine funkelt, wie er als junger Geistlicher hierher kam, voller Eifer und Sittenstrenge, und wie er allmählich sich an gar manches, ihm heidnisch zumutende, gewöhnen musste. Seine Bauern kommen nur an grossen Festtagen in die Kirche, dagegen aber bringen sie am Feste von St-Eloi ihre Pferde, Esel und Rinder mit Blumen und Bändern geschmückt vor die Kirche, damit der Pfarrer sie segne. Junge Liebende leben und lieben dort wie in Vergils Eglogen. Ganz eigentümlich aber war im Städchen Peyrolles das allmähliche Eindringen der Demokratie ; eine alte Aristokratie kämpfte lange um das Vorrecht, die Geschicke der Stadt lenken zu dürfen, bis ein einfacher Bauer zum Bürgermeister ernannt wurde. Da gab es Kämpfe, Parteien, Angriffe auf den Klerus — Peyrolles in Not ! Nach und nach aber legte sich das alles schön glatt und der Pfarrer trinkt nun wieder den schönen Rotwein bei Antiklerikalen ebenso gern wie bei seinen Anhängern und mit einem wohlwollenden Lächeln sieht er Liebespaare hinter den Jasminbüschen am kühlen Brunnen verschwinden. Dies alles erzählt der Pfarrer, d. h. E. Curet mit leichtem, wohltuenden Humor und jenem Verständnis für das Leben, das man im engeren Verkehr mit dem arbeitenden, im tiefsten ehrlichen Volke erwirbt.

Curets Pfarrer erzählt vortrefflich und in seinen Reden funkelt das provenzalische Licht und duftet es nach Honig und Nelken. Unter der traubenschweren Pergola ist es kühl, wir sehen das einfache, anspruchslose Leben des Städtchens sich vor unseren Augen abspielen : hier ist schön sein, fühlen wir, hier möchten wir uns ein Zelt bauen — und diesen Wunsch verdanken wir dem Talente des Verfassers, dem wir noch gerne weiter zuhören möchten ! Hoffentlich ist die Geschichte von Peyrolles noch nicht zu Ende !

(*) Editions « Horizons de France ».

FERDINAND DUCHÈNE: « MOUNA, CACHIR ET COUSCOUSS »
ALIN LAUBREAUX: « LE ROCHER A LA VOILE »
CHÉRENCE: « LE PONT IMPOSSIBLE »(*)

Vielleicht wird der Exotismus in der französischen Literatur mehr gepflegt als in einer anderen, weil die Franzosen, wie bekannt, weniger reisen als andere. Tiefere Gründe mögen auch mitspielen; jedenfalls hat Frankreich auf diesem Gebiete vom lyrischen Roman eines Loti bis zum geistreichen Reportage eines Francis de Croisset das Beste geleistet. Immer wieder wird versucht, aus dem Thema soviel wie möglich herauszuschlagen, sei es, dass A. Laubreaux uns nach Nouméa, der früheren Sträflingsanstalt führt, und uns die menschlich tief tragischen Schicksale eines früheren Sträflings, eines harten Seemanns, eines emanzipierten Eingeborenen erzählt, sei es, dass Herr Duchène die verschiedenen Volksarten in Algerien mit ihren besonderen Bräuchen studiert, die Lateiner und ihr grosses Fest, das durch das feierliche Verzehren der Mouna, eines wundervollen Kuchens gekrönt wird, die Juden, die sich der eindringenden Zivilisation gegenüber verschieden verhalten und die Araber, grosszügig und kleinlich zugleich. Beide Bücher sind gut, jedes in seiner besonderen Eigenart, « Le Rocher à la Voile » mit jenem philosophisch-tragischen Zug eines besseren Abenteuerromans, « Mouna, Cachir, Couscouss » mit seinem geistreichen Verständnis verschiedenartiger Situationen und Menschen.

Chérences « Unmögliche Brücke » dagegen, das an der Hand eines höchst modernen Romans die Unmöglichkeit erweisen will, zwischen Deutschen und Franzosen ein Einverständnis, will sagen, ein persönliches Einverständnis herzustellen, hat nicht diese Qualität. Mag sein, dass er im Grunde recht hat, aber wie anspruchsvoll ist dieser oder diese Chérence, in der Behauptung, in den Motiven, im Stil ! Talent hätte sie schon... Nicht ohne Grund haben wir das Buch unter die Rubrik Exotisme gebracht, denn die Verfasserin scheint sich Deutschland etwa wie Neu-Guinea vorzustellen. — Exotismus ist eben ein sehr weites Gebiet, das die Welt umfasst und dem Abenteuergeist, dem psychologischen Scharfblick und der Farbenfreudigkeit französischer Schriftsteller noch weite Möglichkeiten bieten kann.

(*) Editions Rieder.

EDLEF KÖPPEN: « COMMUNIQUÉ »(*)

Quand on a lu une quinzaine de livres de guerre, on a le droit de laisser percer quelque scepticisme sur la valeur ou l'utilité de ce genre de littérature. Notre intention n'est certes point de reprendre les discussions entamées depuis deux ans à ce sujet; nous voudrions seulement essayer de démontrer par une courte analyse de ce tard-venu, les défauts, les dangers et les qualités de ce genre de livres.

Un fait s'impose tout d'abord : ces ouvrages de guerre ont entre eux trop de ressemblance et c'est là sans doute une des raisons pour lesquelles on commence à les trouver un peu ennuyeux. Les événements même, il est vrai, veulent que les aventures du soldat X, ressemblent à s'y méprendre à celles du soldat Y, qu'il s'agisse en l'occurence d'un Allemand, d'un Tchèque, d'un Français; qu'il s'agisse d'un simple fantassin, étudiant ou écrivain dans le civil, ou d'un brave à trois poils qui participe plus ou moins à la vie des officiers. Au fond, même les vicissitudes d'un soldat du génie présentent assez d'analogie avec celles d'un matelot ou d'un infirmier, pour engendrer au dixième récit qui nous en est fait, quelque monotonie.

Et puis, si cette marche, étape par étape, ce récit au fil de notes prises sur un pauvre carnet de route (procédé auquel recourt aussi, mais fort ingénieusement Köppen, qui entremêle son récit de fragments de communiqués, de décrets, d'annonces suggestives etc.) fait revivre le sombre drame avec une netteté souvent saisissante, et combien persuasive, il n'en fatigue pas moins à la longue; on se perd dans les détails, on ne parvient pas à embrasser l'ensemble, ni à s'en faire une idée; ce n'est pas l'impression de confusion voulue par le fameux procédé de la bataille de Waterloo (la Chartreuse de Parme), qui s'en dégage, mais une impression, voulue aussi, de choses quotidiennement répétées et de mesquine torture. Ce procédé, dont ont usé et abusé les auteurs des romans de guerre est certes une belle trouvaille et constitue le principal élément artistique de ces œuvres. Au début il leur a permis d'évoquer en un poignant raccourci le drame journalier et écœurant dont pendant d'interminables journées des millions d'individus furent les acteurs conscients ou inconscients; drame

(*) Editions Horen.

de l'homme moyen, devenu lui-même moyen, terre à terre.

Peut-être est-ce à ce procédé que le roman de guerre devra sa véritable valeur littéraire et surtout une grande valeur artistique. (« Communiqué » entre autres) Mais on voit aussi le danger. A force d'être « vécu », le récit n'atteint profondément que ceux qui, pas à pas, ont fait les mêmes étapes, dans la même boue, sous le même soleil; le roman de guerre devient presque une lecture pour initiés; il faut « en avoir été » pour vibrer et revivre intensément ces mille et une souffrances. Et puis, cette chronologie du détail donne aux événements même une valeur trop temporelle, trop dépendante de la stricte et infime réalité.

« Sont-ce là — dira-t-on dans quelques dizaines d'années — toutes les émotions humaines et artistiques que connurent ces hommes de 1914 : de menus faits, le souci du petit lendemain, des préoccupations immédiates, une morne hébétude, une stérile révolte.. ? »

Point d'arrière-plan, en effet, comme disent les Allemands; la guerre apparaît dans ces ouvrages comme un fait brutal, indépendant de ce qui l'a précédée et suivie, comme une nécessité imposée à l'individu X, répété à des milliers d'exemplaires il est vrai, mais qui subit néanmoins cette nécessité en fonction même de ses besoins, de ses préoccupations, de ses réactions individuelles.

La guerre n'a point de rapport ici avec les destinées générales de l'humanité, avec l'évolution humaine, avec les nécessités historiques ou sociales. D'où vient-elle? où mène-t-elle? La seule réponse que nous donnent ces livres, c'est que le sous-officier Z a finalement refusé d'obéir à ses chefs, pour avoir pendant quatre ans enduré la faim, la soif et dormi sur la dure.

Au fond, ce manque de prétentions est une des qualités du roman de guerre; il est certainement préférable à quelque vaine et ambitieuse élucubration philosophique; mais il limite encore la poésie de ces ouvrages, il les confine dans un rôle presqu'uniquement documentaire, il en fait de simples énumérations de faits, une somme de constatations et d'expériences, dont il reste à tirer les conclusions humaines et historiques.

Quant aux tendances représentées par ces livres, ou suscitées par eux, « Communiqué » de Köppen confirme l'impression produite par les autres livres de guerre, c'est qu'ils ne sont pas tendancieux dans le sens incriminé : ils ne sont ni pacifistes, ni socialistes, ni anti-militaristes, ils ne le sont ni intentionnellement, ni inconsciemment. Non seulement, ils ne veulent pas dégoûter de la guerre, mais ils n'en dégoûteront personne; ils n'atteignent pas la racine du mal. Peut-être ont-ils contribué à ouvrir le sol alentour et à dégager ces racines... Quoi qu'il en soit, ils ont fortement ému l'opinion publique, et il semble peu probable que le courant qu'ils ont contribué à former puisse rester sans effet. Et dans cet ordre d'idées, la sincère confession d'Edlef Köppen n'aura pas été inutile non plus, d'autant moins qu'elle est écrite avec une entière bonne foi, un art très sûr, une profonde et réelle émotion.

OSSENDOWSKY : « LÉNINE » (*)

Un livre remarquable, à plusieurs points de vue. D'ailleurs quelle surprise Ossendowsky ne nous ménage-t-il pas?

Il est tout d'abord fort remarquable qu'un auteur ait osé et pu « romancer » la vie d'un grand contemporain. Tâche difficile et souvent ingrate; car qui sait comment la postérité jugera ceux que nous qualifions de grands?

Objectif et équitable, autant qu'on puisse l'être, Ossendowsky a ce sentiment exact de la valeur des choses et des êtres qui distingue les esprits supérieurs et capables d'embrasser du regard les phénomènes historiques les plus vastes et les plus divers. Il faut en effet une extraordinaire sûreté de jugement et beaucoup d'impartialité pour écrire sur Lénine une œuvre qui ne risque pas de dater d'ici quelques années : et tout porte à croire que le « romancier » de Lénine a tracé de son héros un portrait qui demeurera toujours vrai. C'est trait pour trait et par un habile développement progressif qu'il a essayé de reconstituer cette énigmatique figure. Il montre en Lénine le libérateur de la Russie, peut-être, mais aussi le cynique théoricien qu'assaillent sur son lit de mort les fantômes de ses victimes et dont la conscience est bourrelée de remords ; il montre les bienfaits de la révolution russe, mais aussi ses sinistres méfaits, des abus nouveaux se substituant à des abus anciens, la férocité et l'égoïsme des dirigeants, l'hébétude des paysans, la misère des enfants affamés et malades qu'on extermine à coups de mitrailleuse. De ce fouillis d'événements, de cette diversité de traits, de ces contradictions constantes, il a su pourtant dégager une image nette et vivante, et découper l'étrange silhouette du dictateur communiste.

Beaucoup de vains discours sur des nuances infimes de foi politique, beaucoup d'oiseuses théories, de mesquines intrigues de parti, tandis que se déroule le fil sanglant des réalités vitales. Mais n'est-ce pas, là, toute la Russie d'aujourd'hui?

(*) Trad. par E. Rutra. — Siebenstäbe-Verlag, Berlin.

KASIMIR EDSCHMID: « HALLO! LE MONDE! » (*)

Le monde ! le vaste monde ! » Ce titre d'un livre de mon enfance me vient à l'esprit chaque fois que je vois un auteur lever l'ancre et hisser les voiles pour de lointains voyages. Aussitôt des représentations-stéréotypes surgissent ; je vois s'éloigner d'une côte sablonneuse de gracieuses nacelles sur une mer d'azur, j'entends frissonner les palmiers au souffle d'un vent chaud, je sens l'odeur de cacahuètes grillées et j'ai l'impression d'avoir sur la peau tout un essaim de moustiques. Il s'y mêle aussi naturellement des visions de malaria ou de danseuses hindoues.

Pourtant, et c'est en partie grâce à ces auteurs que le monde est devenu si petit dans ces dernières années et que nos conceptions des pays lointains ont pris quelque consistance et gagné en exactitude et en variété. Les pays et les êtres se sont rapprochés. Avec une facilité et une rapidité qui surpassent celle de nos moyens de locomotion les plus perfectionnés, les écrivains nous ont transportés dans des contrées où nous n'irons jamais, ils nous ont dépeint les races les plus hétérogènes avec une netteté et un coloris tels que nous aurions presque l'illusion d'avoir vécu parmi elles. Et maintenant voilà Kasimir Edschmid, ce promoteur de l'expressionisme littéraire en Allemagne, qui intitule son dernier livre : « Hallo ! ... et c'est... « le monde » qui répond. Vous n'avez donc qu'à vous installer dans votre plus confortable fauteuil en vous imaginant coiffé de votre casque des tropiques ou simplement armé de l'écouteur de votre téléphone et vous entendrez la voix du monde, les rumeurs confuses des pays les plus variés, les histoires extraordinaires des peuples les plus différents. Là, c'est le récit d'un naufrage sur la côte de Madagascar, ici, les courses de taureaux, plus loin, vous assistez à la danse du ventre à Beyrouth et un instant après, franchissant l'espace et les saisons, vous tombez parmi des Norvégiens qui prennent part à un concours de ski.

Edschmid est un grand artiste. Nous sentons, dans ces pages, vibrer tout l'enthousiasme que peut lui inspirer un beau paysage, nous le savons accessible aux lumineuses clartés de l'Orient où se cachent tant de mystère et de cruauté; nous le voyons curieux de toutes les manifestations originales de l'âme humaine et attentif aux aspects les plus caractéristiques de la vie des peuples lointains; nous le savons encore et surtout intrépide voyageur, observateur avisé et conteur hors pair. Bien qu'il n'y ait dans ces seize nouvelles aucun art apparent, aucun artifice littéraire et que d'un bout à l'autre le récit y soit d'une sobriété et d'une sincérité absolues (rien ici qui sente la « fumée d'opium ») l'évocation est si forte, si plastique et si riche en coloris que nous revivons avec lui intensément et avec une curiosité égale à la sienne ces histoires, qui sont certainement des histoires vécues. Ou regrettera peut-être que « le monde » pour Edschmid se confonde un peu trop facilement avec les régions du Levant; l'exotisme semble être encore pour nos auteurs synonyme d'Orient. Il y a là une conception qui date du romantisme, disons plutôt une tradition littéraire dont il est sans doute fort difficile de se défaire. Edschmid, il est vrai, nous a parlé de la Norvège, d'un Irlandais, d'un Italien. Mais cela n'empêche pas que la note dominante, la vision obsédante, celle qui s'impose à nous à la lecture de ce livre, ce sont les « clichés » auxquels je faisais allusion plus haut.

N'empêche que le livre d'Edschmid constitue une innovation : embrasser le monde entier dans un même geste, rassembler en un seul accord les sons les plus divers, unifier ainsi les races et les peuples, c'est une idée qui n'a pas seulement le mérite de l'originalité, mais qui, dans son essence, est aussi profondément humaine et bienfaisante.

(*) Editions Zsolnay.

JOSEPH DESAYMARD: « ENTRETIEN SUR L'ART POPULAIRE EN AUVERGNE »

Dire bien des choses en peu de mots, c'est là un art qu'on ne saurait trop apprécier. Mais savoir parler avec charme et agrément de l'habitation du paysan d'Auvergne, des objets frustes dont il orne sa demeure, de son costume, du « style » auvergnat, nous donner une image vivante et instructive à la fois de la vie dans les fermes de l'Auvergne, c'est déjà faire preuve d'un art remarquable, et cet art M. Desaymard — dont nos lecteurs n'ont point oublié les études publiées dans nos colonnes — le possède à fond. Son petit ouvrage qu'illustrent quelques bois fort caractéristiques, mérite incontestablement de prendre place parmi les meilleurs de la littérature régionaliste. Pour l'apprécier dignement il faudrait parler encore de l'attachement au sol natal que révèle une aussi fine compréhension, des connaissances particulières qu'il faut posséder pour distinguer la valeur artistique ou documentaire de certains menus objets, tel ce peigne sculpté au couteau dont le berger faisait don à la bergère.

Vraiment l'Auvergne est un pays privilégié, puisqu'il a pour le louer et le faire connaître toute une phalange d'excellents écrivains qui sont en même temps des connaisseurs avisés, privilégié surtout, d'avoir su éveiller dans le cœur de ses enfants tant de sympathie et de reconnaissance.

C. KN.

(*) Editions Pigeonnier, maison du Livre français.

REVUE DE QUELQUES REVUES

Nous lisons : dans le « **Tagebuch** » :

Du *Dr. Reck Malleczewen*: *Zeileis—Lazarus*.

« La dispute entre Lazarus et Zeileis n'est qu'une escarmouche de la guerre qui sévit entre la vieille médecine scientifique et les tendances récentes, irrationnelles... elle est un symptôme frappant de la grande crise que traverse la médecine...

Cette crise ne peut plus être enrayée. La médecine d'aujourd'hui n'est plus qu'une expression de ce rationalisme qui au XVIII^e^ siècle et au XIX^e^ avait régi toutes les branches de la science. La crise que subit la médecine, c'est la redécouverte de très vieilles vérités, comme celle qui consiste par exemple à ne considérer le corps humain que comme un tube à réactions chimiques et à croire que la vie n'est en effet que le résultat de procédés chimiques. On se trouve là en présence d'une crise qui, pas plus que celle du rationalisme en général, n'est sur le point de s'arrêter ».

Une opinion allemande sur l'évacuation.

« La date qui marqua véritablement la « *liberation des pays rhénans* » ce fut celle du 16 août 1924, date de la signature du plan Dawes.

Il est évident que la fin d'une occupation, qui a perdu depuis longtemps tout caractère de gravité, ne saurait marquer le début d'une ère nouvelle.

Depuis 1924 aucun conflit de quelque gravité ne s'était produit, tout au moins aucun conflit plus grave que ceux qui surgissent un peu partout entre le public et les autorités : bien au contraire, tous les méfaits commis par des étrangers dans ces dernières années ne sauraient, dans leur ensemble, égaler ceux du seul massacre de mai 1929, à Berlin...

Mais peut-on considérer comme un simple effet du hasard que le plus digne manifeste de l'évacuation, la *déclaration commune de la ligue française et de la ligue allemande des droits de l'homme*, que la presse française tout entière citait en bonne place, n'a été imprimée que dans une demi-douzaine de feuilles allemandes ?

En tout cas, il a déjà été reconnu officiellement que toute allusion à Stresemann et à la politique de réconciliation de ces dernières années a été sciemment évitée par la presse allemande...

Cette impression est encore renforcée par le fait qu'il n'a pas davantage été question de la paix ; pas un mot sur l'espoir de paix définitive que devait faire naître la nouvelle situation, n'a été dit ; rien non plus d'une profession de foi pacifique.

Conciliation, réconciliation et paix sont des vocables qui ont perdu leur signification, qui en tout cas, n'ont pas été prononcés. Rien n'a été dit au fait de ce qui eût pu refréner les éléments nationalistes et encourager les éléments européens en Allemagne... »

Dans « **Die Auslese** » :

Un beau choix d'articles intéressants, par exemple :

La Turquie en pleine évolution de *Kirby Page* (« The World Tomorrow »).

Le Canada et l'émigration allemande du *D^r^ Hermann Wagner* (« Zeitwende »).

La vie artistique et littéraire du Luxembourg de *Tony Kellen* (« *la Revue bleue* »).

Les Etats-Unis d'Europe du *D^r^ Frank Bohn* (« The Forum »).

Dans « **Der Friedenskämpfer** » :

Lettres d'écoliers de *D^r^ H. Dankworth* :

« Il existe à Paris une maison où affluent, des quatre coins du globe, des lettres d'écoliers : c'est le bureau de poste universel de la jeunesse. En réalité, ce bureau se compose d'une seule chambre et se trouve dans la maison centrale de la ligue internationale de la Croix-Rouge.

Il a été fondé par la Croix-Rouge de la jeunesse.

Ces lettres sont plutôt de petits albums. Il en arrive par exemple du département de la Charente, de Nagasaki ou de Riga, de San-Francisco... Ils contiennent d'abord une lettre d'envoi, puis des vues de la capitale, accom-

pagnées de nombreux détails sur la petite patrie de chacun.

Seules des classes d'écoliers correspondent entre elles.

Le but est simple : il s'agit de donner à d'autres enfants une connaissance plus vivante des pays étrangers et en même temps des langues étrangères afin de créer ainsi un vaste sentiment de solidarité...

N'est ce pas, en faisant connaître à d'autres enfants sa propre patrie, que l'enfant apprend à aimer la sienne et par cet amour à comprendre l'amour des autres pour leur patrie?... »

Dans la « **Literarische Welt** » :

De *Herbert Eulenberg* : *Nobel et le prix Nobel.*

« Il n'a favorisé sa patrie, la Suède, qu'il avait quittée très jeune encore pour devenir citoyen du monde, qu'en lui confiant, à elle de préférence à tout autre pays, le soin de distribuer le prix, pour la seule raison, que c'était là, prétendait-il, qu'il avait rencontré le plus grand nombre d'honnêtes gens.

Il voulait venir en aide à ceux qui ne se fraient que péniblement un chemin à travers la vie, aux penseurs, aux poètes, aux rêveurs... la raison profonde de cette décision est que Nobel était lui-même, en secret, un poète...

C'était un solitaire, un misanthrope, un mélancolique... Ce qu'il a toujours le plus profondément déploré, c'est de n'avoir eu ni famille, ni bonne humeur, ni bon estomac... Son testament est le plus beau geste que fit un homme d'action en faveur des œuvres de l'esprit... »

D' Alfred Kantorowicz :

« *Les étudiants sont-ils vraiment ce que l'on dit?* »

« La société de l'Ufa a tourné un nouveau film d'étudiants... Ce film représentera sans doute l'étudiant typique des beuveries, des amourettes, de la sentimentalité : *Vieil-Heidelberg*...

L'Ufa avait convié les étudiants de Heidelberg à assumer les rôles de figurants dans ce film... ils répondirent avec indignation :

« La plupart des étudiants refuse de jouer dans un film qui ne représente pas l'étudiant tel qu'il est en réalité. Le vrai type de l'étudiant n'est plus celui qu'on nous montre : grand mangeur, grand buveur et coureur de cotillons ; mais un jeune homme qui travaille consciencieusement et ne s'occupe que de ses études. Si on tournait un film pour représenter l'étudiant travailleur, nous nous mettrions volontiers à votre disposition... »

Bien qu'il soit peut-être bien tard pour faire cette déclaration, il semble pourtant que les étudiants ont fini par se rendre compte que leur état ne constitue plus un privilège, mais qu'il implique des devoirs à remplir... »

Les recherches littéraires sont entravées (*H. W.*).

« Actuellement presque toutes les archives littéraires ne revèlent que ce qui leur plaît. Elles semblent n'obéir qu'aux humeurs ou au puritanisme plus ou moins développé de leurs conservateurs.

...Le mouvement que nous avions suscité contre le Nietzsche-Archiv devient une affaire publique très importante. Ce qui s'y passe est presque incroyable : malgré de vives attaques menées de tous les côtés, les archives de Weimar n'ont pu encore se décider à mettre à la disposition du public tous les matériaux qu'elles recèlent et qui seraient nécessaires au contrôle des éditions existantes, et bien que Frédéric Würzbach ait déclaré que dans les manuscrits mêmes des corrections avaient été faites par une main étrangère.

Nietzsche lui-même n'a-t-il pas souvent répété que personne n'était moins apte à le comprendre que sa sœur Madame Fœrster-Nietzsche? Ce système de recèlement de manuscrits constitue un danger mortel pour la critique littéraire des textes...

Le Gœthe-Archiv non plus ne devrait pas avoir le droit de refuser aux personnes qualifiées des manuscrits de Gœthe, simplement parce que tel est le bon plaisir d'un Geheimrat quelconque. Ce que nous demandons, c'est une loi, qui prive les héritiers d'un grand homme du droit de disposer à leur gré des manuscrits et œuvres posthumes et de les soustraire au public et à la science... »

C. K.

DURCH FRANZÖSISCHE ZEITSCHRIFTEN

Wir lesen in « **Le Correspondant** »
von *Pierre Delattre* : « *Wird sich Deutschland Preussen unterordnen ?* » :

« Im September 1928 erschien in Berlin eine Broschüre « Reich und Länder », die der « Bund zur Verjüngung des Reichs » veranlasst hatte. Sie löste folgendermassen das offene Problem : « Preussen wird Reichsland ; die kleinen Länder, die nicht selbständig existieren können, werden dem Reich einverleibt... » Dies bedeutete ganz einfach Annexion des ganzen nördlich Main-Neckar gelegenen Gebiets durch Preussen ; die Herabsetzung aller Länder, Sachsen, Bayern, Württemberg und Baden ausgenommen, zu preussischen Provinzen, die Unterschiebung Preussens an die Stelle des Reiches...

Von Anfang an herrscht Opposition zwischen den Südstaaten und Preussen ; Hessen verweigert die vorgesehene Annexion.

Die kleinen Staaten, die durch ihre finanzielle Lage genötigt sind sich mit Preussen zu vereinen, tun es nur ungern.

Ist die Sache der Kleinstaaten ganz verloren ? Einige Optimisten wollen noch immer nicht daran glauben. Sie meinen, dass Preussen allzu unbeliebt sei, damit die Staaten nicht alles versuchten, um ihre Unabhängigkeit zu wahren. Jedenfalls wird der Kampf zwischen dem Reich und Preussen unerbittlicher werden denn je und die finanziellen Schwierigkeiten könnten wohl unerwartete Folgen haben...

Die Revolution von 1918 hat bloss die letzten Hindernisse entfernt, die Preussen im Wege standen, um Grosspreussen zu werden... Bismarcks Werk vollendet sich auf friedlichem Wege, jedoch es vollendet sich. »

In « **La Revue des Deux Mondes** » :

Albert I. auf Besuch bei Wilhelm II 1913 von *Beyens* (Fortsetzung der Berichte : « Zwei Jahre in Berlin ») :

« Der König Albert... hatte eine Unterhaltung mit dem Leiter der Hamburg-Amerika-Linie gehabt. Dieser teilte dem König mit, dass er den Kaiser moralisch und physisch sehr nervös finden würde...

Der Kaiser unterhielt Albert I. lange über die politische Lage Europas, die er durch die Schuld Frankreichs für so gefahrvoll hielt, dass ein Krieg unvermeidlich sei. Die Vorstellung eines kriegerischen Frankreichs, die des Kaisers Geist beunruhigte, existierte bloss in seiner Phantasie, ebenso wie die Herausforderungen seitens Frankreichs, über welche er sich beklagte... Der Kaiser verharrte darauf, den Konflikt für unvermeidlich zu erklären, und behauptete, von der erdrückenden Ueberlegenheit des deutschen Heeres überzeugt zu sein... Welches war Wilhelms II. geheime Absicht, als er dem König Albert von einem unabwendbaren und baldigen Krieg sprach — ?

Die wahre Erklärung der Gespräche von Potsdam, gab Wilhelm II. im Ultimatum, das er am 2. August 1914 an Belgien richtete... »

Delacroix und seine Trösterin von *Raymond Escholier* :

« Rue Rochefoucault Nr. 19 wohnte 1859 die grosse Freundin von Delacroix, seine Cousine, seine Vertraute, ihm vielleicht noch enger verbunden, Joséphine von Lavalette...

In diesem Hause wohnte sie, als Witwe des Grafen von Forget... liebte und starb sie. Das schöne Gebäude besteht noch.

In dieses Haus kam Eugène Delacroix sehr oft...

Man wird niemals alles über die Gefühle wissen, die Eugène Delacroix und Joséphine de Lavalette miteinander verbanden.

Bis an sein Lebensende hat dieser grosse Mensch bei seiner « Consuelo », seiner « Trösterin » die Wohltat einer treuen, seltenen Freundschaft und Liebe gesucht.

...Was Delacroix von seiner Cousine trennte : des Künstlers Neigung zur Melancholie und die grausame Krankheit, die ihn von Jahr zu Jahr mehr vom Leben und der Welt entfernen sollte. Aber Wahlverwandtschaften, die nichts beeinträchtigen konnte, verbanden beide aufs Engste, so ihre Blumenliebe und ihre Leidenschaft für Musik.

...Hat Delacroix seine Cousine jemals porträtisiert ? So seltsam es auch klingen mag, man muss auf diese Frage mit nein antworten.

...Auch literarische Wahlverwandtschaften einigen beide : sie sind beide sehr belesen...

Mit der Zeit und unter dem Einflusse der Jenny Leguillon, des Dienstmädchens des Künstlers, erkaltet dieses zarte Gefühl, das ihn mit Madame de Forget verbindet nach und nach zur Freundschaft.

Sie überlebte ihn um dreiunddreissig Jahre. »

In « **L'Opinion** »
einen Artikel über *Julien Green* von *R. Bourget-Pailleron* :

« Die meisten Kritiker schreiben H. J. Green einen tiefen Sinn für Tragik zu und eine seltene Beobachtungsgabe, die ihn oft an Grausamkeit streifen lässt. Eine Art Legende umgibt ihn.

Das Thema, das H. Green mit Vorliebe behandelt, ist das moralische Elend des Menschen, sein unzulängliches Selbstbewusstsein, das Misstrauen und die Aengstlichkeit mit denen er die äussere Welt betrachtet.

Nicht, dass wir seinen Helden ihre Originalität zum Vorwurf machten. Sie könnten aussergewöhnliche Menschen sein und doch den Leser fesseln durch ihren Reichtum an Geist oder Gefühl. Aber das Aussergewöhnliche ihres Charakters besteht vielmehr darin, dass sie unvollständig und fragmentarisch sind. Damit sie seinem Willen gefügiger seien, hat sie der Verfasser um einige Eigenschaften ärmer gemacht. Solange H. Green seine Helden nur von aussen zeigt, sind sie machtvoll und scharf umrissen, sobald er aber in ihr armseliges Innere dringt, enttäuscht er uns stark...

Er bemüht sich, diese Helden nach den besten Traditionen des Realismus zu formen, und plötzlich will er sie dann zu Hoffmannschen Figuren ummodeln. Dies gibt seinem Werke etwas Befremdendes... »

In la « **Revue Germanique** »
von R*ené Lote* : *Historismus in der deutschen Literatur in der ersten Hälfte des* 19. *Jahrhunderts* :

Die Vorliebe der deutschen Schriftsteller (und Maler) für geschichtliche Stoffe ist abwechselnd ein Zeichen von Romantismus und von Realismus gewesen.

Im stets dramatischen Konflikt zwischen Mensch und Welt (oder Schicksal...) herrscht die frühere Auffassung eines äusseren Schicksals nicht mehr vor... Jetzt ist der Gegner nicht mehr irgend ein dunkler Zufall, aber das Leben selbst, das soziale Milieu besonders... Daher stammt bei den deutschen Denkern die « soziale » Auffassung der Geschichte... Notwendigkeit steht auf gegen Notwendigkeit, Fatalität gegen Fatalität : die stärkste, die nationale oder soziale muss die andere, die individuelle zertrümmern... »

Von *Victor Fleury* : « *Eine literarische Freundschaft : Daniel Stern und Georg Herwegh* ».

« Seit November 1843 zählte der Salon der Comtesse d'Agoult einen neuen Gast... Georg Herwegh... den Verfasser der « Gedichte eines Lebendigen » der damals schon die schweizerische Nationalität angenommen hatte.

Frau d'Agoult träumte, auf den Dichter einen entscheidenden Einfluss auszuüben ; aber in Wirklichkeit blieb ihr Einfluss sehr gering. Sie wollte ihn von der politischen Dichtung abwenden ; sie riet ihm, für das Theater zu schreiben... aber das geplante Drama (André Chénier) und eine Epopee blieben Fragment.

Andererseits hat der Dichter Daniel Stern oft beraten und ist ihr in ihren Arbeiten behilflich gewesen. Den grössten Einfluss übte aber Herwegh auf sie durch den täglichen Gedankenaustausch... »

Einen schönen Artikel von *C. Schneider* über « *Deutsche Dichtung* » und eine reichhaltige *Bibliographie*.

In « **Revue de Franche-Comté, Monts Jura, Haute-Alsace** » :

Einen Artikel von *Charles Dornier* über *Charles Grandmougin, den grossen Dichter der Franche-Comté*, Berichte über *das Jubiläum des Romantisme in Besançon*, der Geburtsstadt Victor Hugos.

In « **Occident** »
einer neuen, vielversprechenden Zeitschrift, die « vom Wunsche beseelt, ihre Unabhängigkeit zu offenbaren, in ihrer ersten Nummer Beiträge von Männern vereinigt hat, die gewöhnlich nicht zusammengenannt werden — » u. a. Jean Cocteau, Leo Ferrero, André Germain, Jean Giraudoux, Max Jacob, Jean de Pange et Comtesse J. de Pange, Jules Romains...

Von *Ferdinand Bac* : *Also sprach Wilhelm II.*, einige Aussprüche des Kaisers an den Grafen von Rohan im Jahre 1907.

« Man kann bei euch im Zweifel sein über meinen aufrichtigen Wunsch, mich mit Frank-

reich zu verständigen. Man tut mir aber Unrecht. Es ist dies mein steter und förmlicher Wunsch... Wer möchte heutzutage Europa gegen uns coalisieren ohne töricht und lächerlich zu erscheinen ? Damit eine solche Utopie sich verwirklichen könnte, müsste Deutschland den Hass aller Völker auf sich gezogen haben. Dies ist aber keineswegs der Fall... »

Von *Jacques Chabannes* : *Der Friede, ein psychologisches Problem.*

«Den Menschen ist das Verständnis für menschliche Einheit verlorengegangen.

Wir gelangen zur Idee der Selbstverständlichkeit dieser Einheit nur mehr nach langem Besinnen.

Die französische Revolution glaubte genug getan zu haben, als sie diese Idee, die bis dahin okkult weitergetragen wurde, zum Gemeingut der Menschheit machte... So wurde dieses Wort fraternité tot, eine Gewohnheit. Die meisten Menschen sind noch nicht so weit gekommen, dass sie das Leben in seiner Einheit erfassen... »

Den Beiträgen folgen die « *Cahiers Staëliens* », die der Staëlforschung gewidmet sind. Diese hat bekanntlich durch die Bemühungen der Comtesse de Pange einen neuen Aufschwung erfahren. Die erste Nummer von « Occident » enthält die ersten Seiten des bis jetzt noch unveröffentlichten « *Journal de Jeunesse* » von Madame de Staël und von *Fernand Baldensperger* : « *Madame de Staël auf der Suche nach dem europäischen Geist* », einen Artikel, den man ganz anführen müsste u. a. mehr.

C. K.

BIBLIOGRAPHIE

Aux Portes de l'Olympe
von
Henri Ferrare
Ed. Europe Turin

Diese Gedichte stellen die moderne Fassung einiger alter Sagen dar. Ferrare setzt seinen Opfern Zylinderhüte auf, verleiht ihnen jedoch, wie Max Jacob sagt, die Fähigkeit, tief zu empfinden. « Sein Reiz ist die Unklugheit, jung zu sein. » Und dazu hängen Sterne, richtiggehende Sterne über ihrem Leidensweg.

Histoire d'Eugène
von
Pierre Minet
Ed. du Carrefour

Der einfache Junge Eugène ist trotz allem ein wenig Gassenschlingel, « er lebt in seinen Wünschen..... die Dinge passieren ihm nur so.... » Aber wir finden hier traurige und trübe Erfahrungen.

Man urteile nicht zu voreilig. Die Liebe gehorcht dem Leben keineswegs ; wo sie hintrifft, hält sie alles auf, stoppt den Motor des Daseins ab. Pierre Minet spricht dies deutlich aus. Er hat darauf gehalten, einen Roman ohne jede Literatur, wenn auch nicht ohne Geschick in der Form oder ohne Interesse zu schreiben.

La Vie de Ramsès II
von
Charles Parain
Gallimard

Gewiss — er steht da unten in Kairo, in einem Glaskasten des Museums — aber wer vermag sich vorzustellen, dass diese Mumie einmal « gelebt, gelächelt, geliebt, geweint, geherrscht, das Schicksal einer grossen Kultur in sich getragen hat ! » Charles Parain lässt Blut in dieser versteinerten Vergangenheit pulsen. Aus der Tiefe der Zeiten ruft er das öffentliche und private Leben der Aegypter, das Schicksal eines einzelnen Menschen wie das einer grossen Nation herauf. Wenn man das farbige, leidenschaftlich geschriebene Buch schliesst, mag man über die Grösse und den Hohn menschlicher Bestimmungen nachdenken.

La Mort de Bibracte
von
Henri Bachelin
Nouvelle Revue Critique

Henri Bachelin verschmilzt Leben, Poesie und wahre Bildung, oder auch Menschlichkeit, Ursprüngliches und Geschichte. Er stellt die gallische und römische Kultur einander gegenüber. Das antike und wilde Bibracte wird zugunsten der neuen, auf Römerart gebauten Stadt Autun verlassen. Das Drama wird erst recht deutlich im Herzen einer Gallierin, die ihren Gatten um einen jungen Lateiner verrät. Hier berichtet und schildert der Schriftsteller auf lebendigste Art, ohne dabei in trockene Anmerkungen oder falsche Historienmalerei zu geraten. Er macht uns ein ursprüngliches und zugleich seltsames und heftiges Dasein zugängig, das sich noch in Wiese und Wald abspielt. Es ist ein ganz neues Gallien, das uns trotzdem näher als alles andere steht.

Les Pierres vivent
von
Guy Chastel
Ed. Saint-Michel

In diesem Roman sind viel glückliche Entdeckungen, dazu ein starkes Empfinden für das gesunde, ehrenhafte, an kleinen Freuden so reiche Leben, das man mit heissem Herzen in irgend einem ländlichen Bezirk führen kann. Die Steine der Häuser leben und können reden. Einem Menschen, dem das Leben viel Bitternis gab, mag das freie Land die lebendigen Quellen der Jugend öffnen. Das alte Haus unter den Zweigen nimmt ihn auf; an der Schwelle findet er Leben und menschliches Bemühen. Diese schöne Geschichte steht in dem Rahmen der Berge von Forey.

Jardin des Plantes
von
Eugenio d'Ors
J. O. Fourcade

Der Autor plädiert für die Intelligenz, für die Klarheit, die Schönheit, die aus der Harmonie von Gleichmass und Gesundheit hervorgeht. « Die Tollheit ist abgeschmackt. » Er stimmt gegen den russischen Roman, was heute geradezu einzig dasteht. Mit Vergnügen folgen wir diesen drei Erzählungen, deren Personen so intelligent als möglich und leidlich schön sind. Danken wir Jean Cassou, Fr. de Miomandre und Mercédés Legrand, dass sie das Buch übersetzt haben.

La Suisse
von
Paul Guiton
B. Arthaud

Der ausgezeichnete Alpinist Guiton ist vom Oberland bis zum Bodensee, von Graubünden bis Basel gewandert und hat fast alles gesehen, fast alles gesagt. Hauptsächlich hängt sein Herz an den Bergen, aber auch die Seen und Wälder, die Bauernhöfe, Almen, Städte und ihre Güter kommen zu ihrem Recht. Beinahe dreihundert Lichtdrucke illustrieren das Buch, das eines der schönsten Länder in der Sammlung schöner Länder darstellt.

Trois mois payés
von
Marcel Astruc
Ed. du Tambourin

Das Tagebuch eines Menschen, der sich vor das Problem gestellt sieht, sein Brot zu verdienen — von diesen Menschen laufen mehr in der Welt herum, als man glaubt. Seine Erlebnisse in Paris, die banal und merkwürdig zugleich sind, werden im Stil gesprochener Sprache erzählt, ähnlich den Mitteilungen, die uns ein unbekannter Mitreisender im Eisenbahnabteil macht. Schliesslich enden die Aufzeichnungen in einer bitteren Tragödie, die man nicht mehr entwirren kann.

Essais sur l'Amour
von
Gonzague Truc
Renaissance du livre

Balzac hatte herausgefunden, dass in seinem Jahrhundert die Liebe nicht mehr die grosse Angelegenheit war. Gonzague Truc behauptet, dass sie es doch war, weil es keine anderen grossen Angelegenheiten gibt. Immerhin fügt er hinzu, dass sie in der Gegenwart weniger Raum einnimmt, als man aus der Literatur schliessen könnte. Seine richtigen und gesunden Studien werfen Licht auf ein Gebiet, das viel erforscht und wenig bekannt ist. Alles Sexuelle ist schmutzig, sagt ein Amerikaner, und das ist sein gutes Recht, so zu denken. Ein reiner Blick bringt die Reinheit mit sich, weil er das Vorhandensein von Schmutz zwar nicht leugnet aber ihn in richtige Beleuchtung rückt.

Jean-Luc Persécuté
von
C.-F. Ramuz
Grasset
* * *

Es ist schwierig, unter den Büchern von Ramuz eine Wahl zu treffen. Alle führen sie auf die Berge, in die primitiven Landschaften, über die der freie Wind weht. Allein das vorliegende — diese Geschichte eines verlassenen Menschen, der verrückt wird, der tötet, der sich in den Abgrund stürzt — weckt alle Empfindungen. Ramuz hat mit seiner Dichtkunst vollkommen recht. Man muss zum Anfänglichen, zum Allgemeinen zurückkehren, um es wie mit der Hand anzurühren, denn nur so erreicht man das Wesentliche und Wichtige. Jean-Luc beweist dies ausgezeichnet.

Le Siècle de Louis XIV
von
Voltaire
mit einer Vorrede und Anmerkung von R. Gross
Garnier Frères
* * *

Für gewöhnlich überlässt man dies Buch den Gelehrten, aber man hat Unrecht damit. R. Gross legt uns in seiner Vorrede die Gründe auseinander. Das Jahrhundert Ludwigs XIV. war das erste grosse Werk nationaler Geschichte. Trotz unserer demokratischen Vorurteile wäre es gut, sich mit dieser Verherrlichung französischen Geistes und jenes Fürsten, der ihn so ausgezeichnet vertrat, zu beschäftigen.

Don Juan,
la légende et l'histoire
von
Lorenzi de Bradi
Lie de France
* * *

Interessant, ein so merkwürdiges Leben neben eine so bedeutende Legende, die wahrer als die Geschichte geworden ist, zu stellen! Der Autor hat dies in der passendsten Weise getan. Das Buch verdient. seine Leser zu finden.

Le Testament
de Basil Crookes
von
Pierre Véry
Lie des Champs Elysées
* * *

Der Zug zum Rätselhaften ist vielleicht ein Zeichen von Aristokratie... man fordert heraus, man rückt der Sphinx zu Leib. Wer fiele nicht bei der Lektüre dieses Buches verschiedenemale auf die überraschenden Wendungen Pierre Vérys herein? Die Schlussfolgerungen sind zu verwickelt, aber das Buch ist sehr fesselnd. Die Frage ist, ob sich der Leser für diesen Detectivroman interessieren wird. Sicher für die Art und Weise, wie die Maschine aufmontiert ist und welches Spiel in ihrem lebendigen Getriebe herrscht. Gut, dass der Preis für Abenteurerromane dieser Geschichte zufiel — sie hat einen britischen Humor im Sinn Mac Orlans.

Tout feu, tout flamme
von
Geneviève Duhamelet
Desclée de Brouwer
* * *

Eine nette Ueberschrift für einen netten Roman. Aber man wird die Geschichte eines kleinen Mädchen wohl kaum kindlich nennen dürfen... ist ein Buch schon kindlich, wenn es packt? Und wir finden Erregung, Gefühl, eine reizende Bosheit in diesem Roman einer noch in Formung befindlichen Seele.

Henri POURRAT.

Jean dans le Trou
à Moustiques
von
Jean Variot
Horizons de France
* * *

Ein neues Feld der Pourrat'schen *Champs*, diesmal an der Grenze gelegen, von hüben und drüben gekannt und bebaut. Der Hans im Schnakenloch ist eine elsässische Type, der sich durch ihre traditionnelle Unzufriedenheit auszeichnet. Jean Variot hat ihm einen Wolfshund, einen kleinen Elf, einen Bären, den Sire von Scharrach sowie den Dichter Claude Odilé beigesellt, die in dieser phantastischen « Confrérerie des passions » ihre Abenteuer bestehen. Es ist Traumland — Grenzland in doppeltem Sinn. Wie sich Baum und Gestrüpp nächtlich zur lebenden Form wandelt, taucht aus diesen Seiten Vergangenheit und Wunschbild.

Le Cas du Sergent Grischa
von
Arnold Zweig
Aus dem deutschen übersetzt von Maurice Rémon
Albin Michel
* * *

Auch die französische Kritik wird sich jetzt mit diesem Buche auseinandersetzen müssen. Es hat in Deutschland bedingungsloses Lob und scharfen Widerspruch gezeitigt, besonders als die Welle der Kriegsbücher immer höher anstieg. Wiederholt hat der Autor Stellung dazu genommen. Man warf ihm vor,

sein Krieg sei eine Art von Salonkrieg, der der Wirklichkeit nicht entspräche. Wir glauben, Zweig wollte etwas ganz anderes zeigen. Ihm ist es um das System zu tun, das die Menschen verschluckt, wenn sie einmal in seine Maschinerie geraten sind. Die Kriegsgerichtsbarkeit als mechanisches Ungeheuer, das in Lauf gesetzt wird — das Schicksalhafte, das alle Menschen miteinander verknüpft, weil irgend ein dumpfer Wille es so befiehlt. Zweig sieht, wie die Dinge zusammenhängen ; er entwirrt den Zufall zu einer Gesetzmässigkeit. Man wird dies Buch sehr beachten müssen.

Hussein
von
Elian J. Finbert
Grasset
* * *

Wenn man den Frieden auch zentnerweise verkaufen könnte, wie Kartoffeln oder Weizen, solche Bücher frässen ihn wieder auf. Hussein ist die Geschichte eines Töpfersohnes aus Keneh in Aegypten, in jeder Hinsicht betrachtet ein merkwürdiges Buch. Bisher sammelte sein Verfasser heitere ägyptische Legenden und sinnvoll und schwebend gemalte französische Landschaften, für die man ihm Dank wusste. Auf den ersten Blick sieht es garnicht so leidenschaftlich aus. Es ist mit Liebe gewebt, mit poetischem Einschlag gemustert, es hat eine Widmung und ein kleines Motto von Tagore ; aber dann scheint der heitere Teppich plötzlich zu zerreissen, das Muster verwirrt sich — was ist das ? Blut... Rebellion ! « Vor dem Schicksal kann man nicht die Tür verschliessen ! »

Zu einer Zeit, wo Indien sich heftig gegen die Fremdherrschaft auflehnt und die ägyptische Frage immer brennender wird, kommt dies Buch als neuer Wegweiser. Anders als in Dorgelès Caravane sans Chameaux z. B., worin der intelligente Reisende sich rasch über die Zustände in Kairo, Jerusalem, Damaskus orientiert und auf einer Meharistation Grammophon spielt, anders als dies moderne « Land- und Leute Kennenlernen » des jungen Europa stellt sich der Orientale Finbert dar. Er sieht von unten nach oben ; er sieht das Elend, die Verwüstung, die Verzweiflung, den Tod, die die Weissen über ihre farbigen Brüder gebracht haben. Entschuldigen wir uns nicht ! Jeder von uns trägt die Erbsünde der Unbarmherzigkeit und der Verachtung zutiefst in seiner Seele.

La Musique française de Piano
von
Alfred Cortot
Rieder
* * *

Dies bedeutende und interessante Werk unterrichtet über die Klaviermusik von Claude Debussy, César Franck, Gabriel Fauré, Emmanuel Chabrier und Paul Dukas. Es erfüllt seinen Zweck, schreibt der Verfasser, « wenn ein paar Klavierenthusiasten sich mit mir an der Verschiedenartigkeit der tiefen, zarten oder auch grotesken Werke, in denen der schöpferische Geist der Musiker unserer Zeit und Rasse niedergelegt ist, und deren Gesamtheit einen der besten Abschnitte unserer vaterländischen Musikgeschichte widerspiegelt, begeistern. » Allein es wird auch den Laien, der nur Zuhörer sein will, anregen, sich tiefer und gründlicher mit jenen Werken zu beschäftigen, die aussehen, als seien sie nur « Abfall vom Genie des Meisters ». In ihnen offenbart sich jedoch ein Geist, der zwar oft nicht an die breiteste Oeffentlichkeit dringt, dafür aber besser und oft eindringlicher zu uns spricht.

Dies Buch ist nicht nur das Werk eines feinsinnigen und verständnisvollen Interpreten. In der flüssigsten Weise legt der Musikhistoriker Cortot seine Studien vor, um eine « Aufnahmefähigkeit und Bereitheit, die der seinen gleichkommen möge, » in uns wachzurufen.

Bourdelle
von
André Fontainas
« Maîtres de l'Art moderne »
* * *

Mit Entsetzen und Bestürzung wird man die Werke Bourdelles betrachten, ähnlich wie man die Torsen von Michelangelo im Giardino Boboli betrachtet. Hier offenbart sich dem Beschauer etwas Uebermenschliches, das ihn beinahe erdrückt. Aus diesen Steinköpfen und den wie in Uebermut und Frevel aus dem Schlaf der Menschheit erhobenen Figuren spricht eine Kraft zu uns, deren Wesenheit jenseits aller Tradition steht. Assyrien, Aegypten, Indien, Griechenland, Amerika tauchten auf. Wie die Meisterwerke aller Epochen sind die Schöpfungen Bourdelles über die Zeit gestellt.

Das vorliegende, von einem Freund Bourdelles geschriebene Buch war schon beinahe vollendet, als der Bildhauer starb. Es ist ein gerechter Hymnus nicht nur auf den Meister, sondern auch auf den Menschen. Bourdelle, der im gewöhnlichen Leben von einer « uner-

schöpflichen und fruchtbaren Güte » war. Von ihm stammt dies unvergessliche Wort : « Ein Freund weniger, das bedeutet immer ein bisschen weniger Licht für das Herz ».

Princesse Brambilla
von
E. T. A. Hoffmann
ins französische übersetzt von
Alzir Hella und O. Bournac
Victor Attinger

* * *

Der Verlag Attinger beginnt seine Reihe deutscher Romantiker mit einer reizenden Ausgabe von Hoffmanns kapriziöser Prinzessin Brambilla. Acht Gravüren nach Callot schmücken den Text. Die Vorrede ist von Stefan Zweig. Wir hoffen, dass dies handliche Büchlein einen grossen Leserkreis in Frankreich finden wird, der sich an den Phantasien, der Narrheit, der unendlich satirischen Laune des Dichters ergötzt.

Casanova
Stefan Zweig
Traduit de l'Allemand par
Alzir Hella et Olivier Bournac
Ed. Victor Attinger
und
Le Retour de Casanova
Arthur Schnitzler
Traduit de l'Allemand par
Maurice Rémon
Ed. Victor Attinger

* * *

Von Stefan Zweig haben wir hier Casanova, eine entzückende Studie, die dem berühmten Abenteurer fast zu viel Ehre antut. Gereinigt steigt er aus der Vergangenheit empor, leer zwar an Seele und Intelligenz, aber strotzend von einer Lebenskraft, die sein Dasein rechtfertigt. Fast möchte man dem Leser anempfehlen, anstatt der ungenau edierten Memoiren nicht anderes als dies saubere Buch zu lesen, das mit viel Liebe geschrieben ist. Er wird sich die Langeweile ersparen, die Detailschilderungen der ungezählten und banalen Liebesnächte über sich ergehen lassen zu müssen. Zweig hat dies bereits für ihn getan.

Die Uebersetzung wird dem Original in jeder Weise gerecht.

Nach der Zweigschen Studie wird « *Le Retour de Casanova* » von Schnitzler besonders interessieren. Sie erscheint wie eine breiter ausgemalte Skizze von Dingen, die dort nur angedeutet waren. Immerhin betrachten die beiden Oesterreicher unter demselben Gesichtswinkel liebenswürdiger und leiser Melancholie. Der alternde Casanova vor allem zieht die Sympathie unwiderstehlich an. Nun erscheint er menschlich bedauernswert. Nach dem trügerischen Dasein seiner Jugend bringen wir ihm jetzt wahres Mitleid entgegen. Schönes Tier, das seine Schönheit verloren hat ! — Auch dieses Buch bereichert den Kreis der deutschen Literatur in Frankreich ausserordentlich.

La Mort
du petit Bourgeois
von
Franz Werfel
Traduit de l'Allemand par
Alexandre Vialatte
Ed. Victor Attinger

* * *

Unter der jüngsten Uebersetzergeneration ist A. Vialatte sicher einer der begabtesten. Eine Gewissenhaftigkeit, die mitunter bis ins Abstruse geht, befähigt ihn, das Werk des ausländischen Autors vollkommen intakt wiederzugeben. Nichts ist von der Stelle gerückt oder verzerrt. Die kleine, erschreckend klare Novelle Kafkas gelingt ihm fast meisterhaft, obwohl die französische Sprache eine jener Sprachen ist, die am stärksten absorbieren und dem fremden Werk den Stempel ihrer eigenen Mentalität aufdrücken. In der Vialatt'schen Uebersetzung bleibt Kafka was er war. Banal und göttlich zugleich, von einer zähen und verzweifelten Kraft erfüllt, ringt sein « Kleinbürger » mit dem Tod und besiegt ihn, weil menschlicher Wille schöpferisch über die blinde, sinnlose Vernichtung triumphiert. Man sollte dies Buch öfter im Jahre lesen.

Dr Anno SCHLÖSSER.

« L'Été solitaire »
« Elisabeth
et son Jardin allemand »
Hypérion

* * *

On se plaint qu'il n'y ait pas assez de livres pour jeunes filles de 15 à 18 ans. En voilà deux qui plairont certainement à la sage et sentimentale petite personne telle qu'on la rêve peut-être encore dans certains milieux. Entendre la jeune et charmante Madame X. parler avec un humour de bon aloi et un certain élan lyrique de ses enfants, des fleurs de son jardin et des livres qu'elle préfère lire selon la saison et l'endroit, dans le pré ou dans la forêt où elle s'est assise, n'est-ce pas là un plasir à nul autre pareil?

Mais qu'on ne prétende pas que Madame X., qui « verse des larmes en lisant Werther », ou qui « se confond d'admiration et de pusillanimité » en relisant le Faust etc., ait fait là une œuvre littéraire. Cest à quoi elle-même n'a certainement jamais songé.

C. KN.